

Genre: Nachdenkliches, ein bisschen Abenteuer

Rating: PG-13

Zeitpunkt: Drittes Zeitalter/Ringkrieg

Anmerkung: Hier mal eine Geschichte über einen Charakter, dem meine Sympathie gehört, weil er stellvertretend ist, für das Leid, das man erfährt, wenn man von denjenigen zurückgewiesen wird, die einen eigentlich von ganzem Herzen lieben sollten. Einerseits sehr filmorientiert übrigens, (Tolkien hat einen differenzierteren Blick auf seine Protagonisten gehabt und einen gerechteren), andererseits aufbauend auf ein paar Sätze, die bei Elronds Rat gefallen sind.

Disclaimer: Ich muss mir mal was Neues ausdenken. Bis dahin – alle Copyrights bei denen, die sie haben. ;)

Feedback an Heru

## Allein

### Kapitel 1

*Allein ...*

*So allein ...*

Um mich herum ist das Leben.

Endlich – nach so langer Zeit und solch großen Opfern. Die Stadt ist wieder unser und das Blut nicht umsonst vergossen worden.

Ich sehe an mir herab. An meinen Gewändern könnte man nicht mehr erkennen, wer ich bin, so zerschlissen und besudelt sind sie.

Irgendwer klopf mir anerkennend auf die Schulter und ist so schnell fort wie ein Gedanke. Jemand anders ruft mir etwas zu. Ich kann es nicht verstehen, aber ich nicke kurz.

Diese Männer kennen mich als einen der ihren und behandeln mich wie ihresgleichen. Ich sollte stolz darauf sein, eine solche Anerkennung zu genießen, ich bin Teil einer Gemeinschaft, in der jeder für den anderen und unser aller Ziel einsteht.

Im Morgengrauen waren wir in aller Heimlichkeit heran geritten und hatten den Fluss durchschwommen. Der Feind war nachlässig gewesen und nicht bereit. So wenig achten sie uns und halten Gondor für schwach. Wir haben ihnen bewiesen, dass auch ein alter Wolf noch Zähne hat.

Ein Lächeln stiehlt sich auf mein Gesicht.

Ketzerisch Gedanken.

Doch sind sie nicht wahr?

Gondors Glanz erlischt mit jeder Generation, die ein Truchsess herrscht. Es ist eine Notwendigkeit, aber es ist nicht recht. Nur sehe ich keine andere Zukunft, als die, die seit Jahrhunderten Vergangenheit ist.

Mein Blick gleitet über den Fluss und wird dann zu dem Gebirge gezogen, das die natürliche Grenze zum verfluchten Land des Feindes kennzeichnet. Schroff und rau ragen die grauen Gipfel in den Himmel. Viel zu nah und deutlich durchschneiden die gezackten Grate die massigen und finsternen Wolken, die, wie von Zauberhand gehalten, über dem Schattengebirge hängen; eine stete Drohung, die uns daran erinnert, was einmal sein könnte.

Dort herrschen Dunkelheit und Schrecken.

Vielleicht ist ja das unsere Zukunft – das Haupt vor einem zu beugen, der Tod und Verderben mit sich bringt, über uns triumphiert und uns dann hinwegfegt wie der Herbststurm die welken Blätter, deren Kraft nicht mehr ausreicht, um dem Vergehen zu trotzen.

Dann ertrage ich es lieber und mit Freuden der Sohn meines Vaters zu sein; auch wenn es mir häufig scheint, als liege ein eiserner Ring um meine Brust, der mir das Atmen schwer macht.

*Allein ...*

*So allein ...*

Gejohle brandet unter den Männern auf, als einer von ihnen den Kopf eines Feindes ergreift und auf eine Lanze spießt. So haben sie es vor kurzem noch mit uns gemacht. Als wir in die Stadt eindringen, begrüßten uns die toten Augen unserer Brüder. Qualen waren in ihre Gesichter geschrieben, für die es keine Worte geben kann, einzig die bange Hoffnung, dass ihre Seelen Frieden finden mögen.

Die Grausamkeit des Feindes war ein Grund mehr, in der Schlacht keine Gnade zu zeigen. Wir haben gesiegt – wenigstens für eine Weile. Über Osgiliath flattert stolz das Banner Gondors, und mag die Dunkelheit im Osten über dem Schattengebirge auch tiefer werden; hier und heute schreckt sie uns nicht. Wir können mit voller Gewissheit sagen, dass es ein triumphaler Sieg war.

Kein einziger Ork hat überlebt. Ihre stinkenden Kadaver sind ein beredetes Zeugnis für den gerechten Zorn unserer Krieger.

So wird es ein wenig dauern, bis Er erfährt, dass die alte Stadt wieder unser ist – wenn auch nur für eine kurze Zeit, eine kostbare Atempause.

Ich gebe mich keinen Illusionen hin.

Der entscheidende Schlag wird kommen und es wird nicht Osgiliath sein, das unter ihm erzittert.

Wehmütig denke ich an Minas Tirith. Die hellen Mauern der Stadt sind stark und wehrhaft, doch gegen bösen Zauber nicht gefeit. Wir haben einen mächtigen Feind, aber wir haben es versäumt uns mächtige Freunde zu schaffen.

Verfluchter Stolz!

Wenn ich meine Augen schließe, sehe ich das Heer vor mir, das aus dem Osten kommen wird. Es braucht nicht viel an Vorstellungskraft, um diese düstere Vorahnung zu beleben; und zu erschauern.

*Allein ...*

*So allein ...*

In irgendeinem Keller hat sich ein Weinfass finden lassen, dass die Orks nicht angetastet haben. Schnell ist es geöffnet und was sich als Kelch eignet bei der Hand. Turbulent geht es zu, aber ich gönne es den Männern von Herzen.

Wieder einmal stand ein Angriff unter einem guten Stern, wie ein paar Tage zuvor; und wieder einmal wird unser Erfolg mit einer kleinen Siegesfeier belohnt. Diese hier ist weniger prächtig, aber dennoch verdienter – denn der Feind ist nun bis auf den letzten Krieger aufgerieben.

Ich sehe Boromir.

Er lacht und scherzt. Seine Augen strahlen und der Weinkelch aus schlichtem, matten und zerbeulten Zinn in seinen Händen tanzt. Das Rot des Rebensaftes ergießt sich auf den Boden. Mein Bruder lacht ein weiteres Mal und ausgelassen redet er auf die Männer ein, die sich um ihn versammelt haben.

Sie verehren ihn. Lauschen auf jedes Wort aus seinem Mund, lassen sich von seiner Freude und Lebhaftigkeit mitreißen.

Ich kann es ihnen nicht verdenken.

Auch ich schaue zu ihm auf.

Boromir.

Mein geliebter Bruder.

Immer schon warst du derjenige, dem ich nacheifern wollte, der mich leiten sollte auf meinem Weg zu einem Krieger und Diener Gondors. Kaum einer, der nicht bestätigen würde, dass Dein Vorbild mich zu einem rechtschaffenen Mann gemacht hat.

Kaum einer ...

*Allein ...*

*So allein ...*

Mein Herr.

Mein Vater ...

Warum fällt es mir so schwer vom Truchsess Minas Tirith' als meinem Vater zu denken?

Er ist so kalt und hart wie der Stein der Festung, abweisend in seiner Strenge und unbeirrbar auf seinem Weg.

Die Stimme in meinem Herzen kennt die Antwort, auch wenn ich mich weigere zu verstehen, und so erinnert sie mich unerbittlich daran, dass ich nur Faramir bin.

Manche Schwertmänner erfahren mehr Zuneigung von Denethor, dann und wann entlohnt er ihre Treue durch ein Lächeln und ein freundliches Wort.

Nicht einmal das ist mir vergönnt.

Immer sieht er mich nur an mit diesem Blick, der mir durch Mark und Bein fährt. Als würde ein unbedachtes Wort von mir den Dämon in ihm erwecken. Oh ja, ich weiß um den Hass in seinem Herzen. Doch ich bin mir keiner Schuld bewusst.

Was habe ich getan, um das Missfallen meines Herrn zu erregen?

Oder ist es das, was ich nicht getan habe?

Ich war niemals darauf bedacht, mich hervorzutun oder über andere zu stellen, mit ihnen zu wetteifern oder sie überflügeln zu wollen. Ich buhlte nie um die Gunst der Höhergestellten. Vielleicht hätte ich es tun sollen, damals als ich noch ein Kind war. Denn in allem erschien ich zu schwach, wenig begabt – außer darin, ein offenes Auge und ein offenes Ohr für die Welt um mich herum zu haben. Mitgefühl und Anteilnahme habe ich anderen entgegengebracht und wollte meinen Wissensdurst befriedigen mit vielerlei Fragen.

Aber das zählt nicht, wenn man der Sohn Denethors ist.

Die Waffen muss man zu führen verstehen und stolz sein auf die Linie der Altvorderen. Doch was sind die Truchsesse mehr als das Zeichen eines niedergegangenen Königreiches?

Der Thron ist verwaist.

Wo ist der König, der kommen sollte, wie es geweissagt wurde?

Ich sehne mich nach ihm.

Denn er soll den Frieden bringen.

Wir haben beides so bitter nötig wie nie zuvor. Den Frieden, weil wir kaum länger bestehen können und unsere Opfer umsonst sein werden, wenn nicht ein Wunder geschieht.

Und einen König, weil ...

Nachdenklich lehne ich mich an ein Stück Mauer, das einmal ein prächtiger Torbogen war. Seine Verzierungen zeigen seltsame Blumen und Ornamente von großer Schönheit. Wie von selbst stiehlt sich meine Hand an den gerissenen und kühlen Stein. Seine verwitterte Oberfläche hat den Jahrhunderten getrotzt. Wenn er reden könnte ...

So viel ist geschehen in so kurzer Zeit.

Doch meine Gedanken verweilen nicht bei unserem Sieg. Immer wieder kreisen sie um eines: das böse Gift weniger Worte, das sich in mein Herz gefressen hat und dort wütet, nagt und einen dumpfen Schmerz hinterlässt.

Wie Wolkenfetzen, vom Wind getrieben, jagen sich diese Worte in meinem Schädel ...

\*\*\*

## Kapitel 2

Ich hatte mich gut in der Gewalt – der Lohn für lange Jahre der Übung. So konnte ich Denethor ins Gesicht sehen, ganz ohne Groll oder Anklage. Beides halte ich tief in meinem Herzen verborgen seit ich erfassen konnte, dass mein Vater keine Liebe für mich kennt.

Boromirs Augen blickten mit einem Mal sehr müde. Er hatte sich redlich bemüht mich in einem guten Licht darzustellen. Doch selbst wenn ich Osgiliath ganz allein von allen Feinden gesäubert gehabt hätte, wäre es meinem Herrn nicht genug gewesen.

Ich konnte seinen Ansprüchen noch nie gerecht werden, immer wieder fand er einen Grund zu tadeln, so eifrig ich auch war, die mir aufgetragenen Aufgaben redlich zu erfüllen.

Schweigen herrschte.

Auch als Denethor schon lange gegangen war.

Viele Männer sahen mich verlegen an. Ich befreite sie von ihrem Unbehagen indem ich mich abwendete. Zwischen den Trümmern der Häuser bin ich umher gewandert, beschämt und zugleich zornig über die Erniedrigung, die ich erdulden musste, und schließlich an den einstmals prächtigen Torbogen gekommen, der auch am heutigen Tag mein Zufluchtsort ist ...

\*\*\*

Hier harre ich nun aus, ein wenig abseits, ein stiller Beobachter des heiteren Treibens, welches mir mit einem Male unpassend und wenig würdevoll erscheint.

Überall liegen die Erschlagenen – eine stumme Mahnung dessen, was einem jeden von uns widerfahren kann. Seien es die Krieger auf dem Schlachtfeld oder die Frauen und Kinder in den Häusern. Der Feind wird niemanden schonen, wenn er uns überrennt. Deshalb gilt es, alle verbliebene Kraft aufzubringen, damit das Schlimmste nicht geschieht – oder es zumindest hinauszuzögern ...

Ach, wie gerne möchte ich auf ein gutes Ende hoffen!

Die Luft riecht nur ein wenig unangenehm.

Wir können von Glück sagen, dass es kühl ist in diesem Sommer und dass der nahe Fluss einen frischen Hauch heran trägt, in dem sich der reine Duft seiner Quelle noch erahnen lässt. Dennoch, bald wird man die Gefallenen außerhalb der Stadt notdürftig verscharren müssen und die Orks verbrennen, damit der Tod nicht auf andere Art um sich greift.

Auch als bleichen Gesellen mit eingefallenen Wangen, fiebernden Augen und einem Körper, dessen Inneres sich in Auflösung befindet habe ich ihn schon zu oft gesehen.

Es zieht mich zum Fluss.

Ich muss die quälenden Bilder vor meinen Augen vertreiben – ebenso die Gedanken, die mich bedrücken.

Der Anduin ist wunderschön.

Manchmal wünsche ich mir, er würde mich forttragen, an das Meer, dessen Rauschen ich in meinen Träumen hören kann und an fremde Gefilde, die keine Not und kein Leid verheißen; einzig Gnade und Barmherzigkeit. In diesen Träumen habe ich meinen Frieden gefunden, mit der Welt und mit *ihm*.

Das dunkle Wasser gleitet stetig dahin und das Licht des nahenden Abends zaubert Farbtupfer auf die kleinen Wellen, die spielerisch das manchmal flache Ufer erklimmen, wenn die steinerne Umrandung zerstört worden ist, und das helle Gestein benetzen. Kleine Pfützen bleiben zurück, in denen sich der Himmel widerspiegelt, an dem zarte Wolken hängen.

Die Brücke, die beide Stadthälften miteinander verbindet, wird zu einem schattenhaften Bogen über dem Fluss.

Die alte Zitadelle der Sterne erhebt sich noch immer majestätisch über dem Wasser. Ihre Kuppel – wenn auch beschädigt in dem Sippenstreit vor langer Zeit – fängt die letzten Strahlen der Abendsonne ein und leuchtet wie ein Juwel. Ein blasser Zwilling funkelt mir aus dem Fluss entgegen.

Die Nacht kriecht sehr langsam von Osten her über das Schattengebirge heran. Ich spüre sie in meinen Gliedern wie einen kalten Hauch. Früher mochte ich die Dunkelheit über Osgiliath, wenn nur die Sterne funkelten und kein anderer Laut die Stille durchbrach als allein mein leiser Atem.

Aber nun sind die Stunden der Ruhe zu einem Schrecken geworden.

*Allein.  
So allein ...*

### Kapitel 3

"Faramir! Was tust du dort? Faramir!"

Ich kann nicht umhin zu lächeln. Boromirs Stimme schallt weit und ist kraftvoll wie eh und je, und als er zu mir tritt legt er eine starke Hand auf meine Schulter.

"Du solltest feiern", sagt er ein wenig atemlos. "Die Männer fragen schon nach dir. Du hast sie wieder einmal gut geführt!"

"Habe ich das?" erwidere ich.

Eine zweite Hand greift nach mir und Boromir dreht mich zu sich. Sein Blick ist forschend und das Verstehen lässt nicht lange auf sich warten. Zorn flammt in den mir so vertrauten Augen auf.

"Bei allem was heilig ist, eines Tages wird er dafür büßen und ich wünsche mir, dass er all die Qualen erleidet, die er dir zugefügt hat!"

Nie zuvor habe ich eine Stimme gehört, die so kalt ist und in der sich eine nur schwer verhohlene Wut verbirgt.

"Boromir!"

Ich kann kaum glauben, was ich aus dem Munde meines Bruders vernehme.

"Was beschwörst du herab? Ein Vater bleibt ein Vater ..."

"Ach Faramir ..."

Sanft streicht er mir eine Locke aus dem Gesicht.

"Und was, wenn dieser Vater vergessen hat, was es heißt ein wirklicher Vater zu sein? Sieh mich nicht so an. Immer findest du nur das Gute in anderen und nimmst sie selbst dann noch in Schutz, wenn du wüsstest, dass sie dir feige einen Dolch in den Rücken stoßen würden."

Zaghafte versuche ich zu widersprechen.

Aber Boromir hat Recht.

"Ist es das, was Denethor so sehr an mir verabscheut? Die Schwäche, die aus Mitleid uns Verständnis erwächst?" höre ich mich leise fragen.

"Er verabscheut dich nicht, mein kleiner Bruder. Er nimmt nur keinen Anteil an deinem Leben, so als würdest du nur wie ein Schatten existieren, der an einer Wand entlang huscht. Man kann ihn sehen, aber man muss ihn nicht beachten."

"Ich wünschte, Denethor würde es stets so halten, wie du es umschrieben hast," entgegne ich und kann die Mutlosigkeit nicht aus meinen Worten vertreiben.

Boromir sieht mich an.

Jeden anderen hätte ich für das Mitgefühl gehasst, das ich jetzt in seinen Augen erblicke, denn ich hätte mich noch schwächer, noch bedrängter gefühlt. Allein der Gedanke an den unbarmherzigen Mann auf seinem Sitz am Fuße des Thrones in der Großen Halle von Minas Tirith lässt mich erbeben. So gewaltig ist seine Macht über mich, ganz gleich wie sehr ich mich auch wehre.

Es gelingt mir nicht immer gegen das harte Herz des Truchsess' zu bestehen. Und an Tagen wie diesen, in denen mich die Hoffnung flieht und ich am Sinn meines Daseins zweifle, schwebt Denethors kalter Geist fast greifbar über mir.

"Manchmal wird der Schatten für ihn zu einem klaren Bild, Faramir, er erinnert sich und dann beginnt er dich zu fürchten!" Boromirs leise Worte treffen mich wie ein unerwarteter Schwertstreich.

Ich lache auf.

"Denethor fürchtet niemanden, Boromir."

"Es ist mir sehr ernst damit, Bruder." Boromirs Hände ergreifen meine Schultern wieder, fester diesmal, ihr Druck schmerzt.

"Weißt du, manchmal reden die Männer, die alten Krieger, die fast zweimal so viele Jahre durchlebt haben wie du und ich. Der Wein hat ihre Zungen gelöst und sie vergessen die Gegenwart ..."

Verständnislos sehe ich meinen Bruder an.

Worauf will er hinaus?

"Die Vergangenheit ...", fährt er sinnend fort, "sie kann sehr süß aber auch sehr bitter sein. In den guten Zeiten, erzählen sie dann, da war der Truchsess ein anderer Mann, ein Mann wie Faramir ..."

Ich winde mich aus dem Griff meines Bruders. Ich will nicht hören, was er spricht. Kann es nicht glauben.

Mein Vater ...

Mein Herr.

Wie sollte er jemals so gewesen sein wie ich?

Zornig sehe ich Boromir an, aber er beachtet es nicht.

"Verstehst du es jetzt, Faramir? Er fürchtet dich, weil du wie ein Spiegel für ihn bist, der ihn an einstige Zeiten erinnert, wenn er in ihn blickt, und in diesen Momenten hat Denethor das Verlorene vor Augen und die Erkenntnis nagt an seiner Seele."

Ich will den Kopf schütteln, nicht akzeptieren, was mein Bruder mir sagt, aber ich tue es nicht, obwohl mir Boromirs Erklärung wie Hohn klingt.

Doch er würde mich niemals verspotten.

Niemals!

Denethor, so wie ich?

Ein verächtliches Lächeln stiehlt sich auf meine Lippen.

"Dann verrate mir eins, Bruder. Was hat aus ihm den Mann gemacht, als den ich ihn mein ganzes Leben lang kenne? Was ... lässt mich so leiden?"

Vorsichtig nimmt Boromir mich in die Arme. Ich wehre mich nicht und dann schüttelt ein Schluchzen meinen Körper. Ich kann nichts dagegen tun und der Zorn, der mich eben noch gepackt hielt und harte Worte hervorbrachte, vergeht.

Das erste Mal in meinem Leben weine ich um mich. Stets waren es andere gewesen, denen meine Trauer und mein Mitgefühl galt.

"Es ist gut, Faramir", flüstert mein Bruder mir zu. "Es ist gut. Endlich gibst du deinem Schmerz nach und ich bin froh, in diesem Augenblick an deiner Seite zu sein. Ich hatte so unendliche Angst, dass du eines Tages daran zerbrechen würdest. Immer wenn Vater in meiner Gegenwart ungerecht und hart gegen dich war, sah ich die Verletzlichkeit hinter deiner gefassten Art und mein Herz wurde schwer."

Ich hätte dir so gerne besser geholfen als allein mit Worten, wenn ich nur gewusst hätte wie."

"Aber du hast mir geholfen, so viele Male, wenn Denethor etwas an mir auszusetzen hatte", kann ich mühsam antworten.

"Du hast mir geholfen, weil du einfach da warst. Und Vater dir seine Liebe und Aufmerksamkeit schenkte, wann immer du in seiner Gegenwart weiltest ..."

Boromir nickt und gibt mich langsam aus seiner tröstlichen Umarmung frei.

Im fahlen Abendlicht sehe ich einen grimmigen Zug um seinen Mund und nun glitzern Tränen in seinen Augen, während meine zu versiegen beginnen.

Sie erschrecken mich über alle Maßen und plötzlich begreife ich, dass wir beide unter dem Mann leiden, der die Geschicke Gondors mit eiserner Hand lenkt und den wir Vater nennen.

"Manchmal erdrückt es mich schier und dann wünsche ich mir, alles zu sein, nur nicht Boromir, der Sohn Denethors. Es liegt wie eine Last auf meiner Brust. Denn so, wie er von dir scheinbar nichts erwartet, weil er kein Vertrauen in dich haben will, erwartet er von mir alles, nur damit es ihm und Gondor Ehre macht. In dieser Reihenfolge ..."

Mein Bruder verstummt.

Ich sehe, wie er um Fassung ringt und es tut mir unendlich weh. Wir beide sind Gefangene eines grausamen Schicksals.

Welche Macht ergötzt sich an unserem Leid?

Ich vermag es nicht zu sagen.

Und wenn ich es wüsste?

Würde es etwas ändern?

Würden *wir* es ändern können?

Boromir regt sich. Eine Veränderung geht mit ihm vor und wenige Lidschläge später ist er wieder der unerschütterliche Krieger, den nichts und niemand schrecken kann. Fast entschuldigend lächelt er mich an.

Ich will ihm sagen, dass er keinen Scham empfinden soll. Ich allein habe ihn in einem Moment der Schwäche – nein, der wahrhaftigen Menschlichkeit – gesehen und ich nehme diesen größten Beweis des Vertrauens, den mein Bruder mir geben konnte, mit in mein Grab. Kein Wort wird jemals über meine Lippen kommen.

Boromir weiß es und es braucht keine Bestätigung.

"Du wirst Osgiliath halten, ganz gleich was Denethor sagt", höre ich ihn flüstern.

"Denn du bist ein wahrer Krieger und ein wahrer Freund, die Männer vertrauen dir ..."

"Aber dich verehren sie, Boromir."

Es gelingt mir nicht völlig, die Bitterkeit aus meiner Stimme fernzuhalten, auch wenn mein Bruder es nicht verdient hat. Er war nie hochmütig und niemals hat er mich spüren lassen, dass man ihn mehr liebt, weil er all das verkörpert was einen edlen Menschen ausmacht.

Boromir sieht mich schweigend an und wortlos schließt er mich ein weiteres Mal in die Arme. Lange verharren wir so, still und reglos, als sei die Zeit stehen geblieben. Ich spüre die Wärme meines Bruders und seine starken Arme. Sie geben mir Halt.

Plötzlich möchte ich ihn nie mehr loslassen. Denn dann vergeht der magische Hauch seiner Gegenwart, der mich immer schon getröstet hat – und so viele Male vor dem ungerechten Zorn Denethors rettete.

"Verehrung ist eine flüchtige Gespielin, Faramir," sagt Boromir bedächtig. "Sie hat nur Bestand für einen Augenblick. Lass die Männer das Grauen des Krieges für jenen winzigen Moment vergessen, in dem sie meinen zu mir aufschauen zu müssen. Ich freue mich darüber, das leugne ich nicht, doch zugleich versuche ich auch etwas von diesem Gefühl zurückzugeben, damit die Hoffnung bleibt, dass Gondor gegen den Schatten aus dem Osten bestehen kann."

"Wenn du bei uns bist ..."

"Ich werde gehen."

"Gehen? Aber ..." Es fällt mir schwer, meine Gedanken zu ordnen und meiner Verwirrung Herr zu werden. "Wieso?"

"Auf Geheiß des Truchsess'."

Natürlich.

Wie könnte es anders sein.

Denethors Handeln ist so offensichtlich. Jetzt, wo Osgiliath wieder uns gehört, überlässt er es mir. Ich kann keine Fehler mehr begehen und Schande über die Familie bringen ...

Der ruhmreiche Sohn hingegen wird im Triumph nach Minas Tirith zurückkehren, damit der Vater sich in seinem Glanz sonnen kann.

"Und aufgrund eines ... Traumes. Nein, ich gehe wegen dieses Traumes!" Boromir sucht nach Worten, so das Schweigen zwischen uns herrscht.

Verwundert wende ich mich ab. Ich fühle mich seltsam leicht, so als schwebe meine Seele, frei von allen Bürden und Ängsten. Der Fluss ist nur noch ein samtenes Band in der Dunkelheit, als ich meine Augen über ihn schweifen lasse. Einzig die Brücke erstrahlt nun in ihrer ganzen Pracht, denn man hat die Fackeln auf ihr entzündet, als Zeichen der Wachsamkeit und als Erinnerung an längst vergangene Pracht.

Ist es auch ein Zeichen – dieser Traum?

Ein Zeichen der Valar?

"Ich sah ein Schwert und es war, als funkele Mondlicht auf ihm und dann glomm das Feuer der Sonne auf seiner Schneide ..." Sanft und verträumt höre ich mich diese Worte sagen. Ich kann mich an alles entsinnen. Die feinen Linien auf dem Stahl, die sauberen Kanten der einzelnen Stücke. Mir tat das Herz weh, als ich dieses zerborstene Schwert erblickte.

"Faramir!"

Boromir hat mich gepackt. Fast schüttelt er mich und forschend suchen seine Augen die meinen.

"Du hast es auch gesehen!"

Ich nicke.

"Vor drei Tagen. Ich ging wie so oft an das Ufer das Anduin und dort überkam mich der Schlaf, ohne das ich mich wehren konnte. Ich habe mich am nächsten Morgen einen schönen Wächter gescholten – zumal mein Schlaf mich nicht erquickt hatte. Immer wieder hatte ich im Traum das geborstene Schwert gesehen und eine mächtige Stimme hatte zu mir gesprochen, dass ich es suchen solle. Sie hallt mir selbst jetzt in den Ohren wider. Und ich kann mich nun wieder genau erinnern, auch wenn ich den Traum als Hirngespinnst abtat und ihn kurz darauf vergessen hatte.

*Das sind die wirren Gedanken eines erschöpften Mannes, die sich im Traum einen Weg bahnen, sagte ich mir. Deshalb maß ich ihnen keinen Wert zu."*

"Vater sieht das anders", antwortet mein Bruder mir. Entschuldigung fügt er hinzu: "Ich konnte mir nicht besser helfen, als ihm von meinem Traum zu erzählen, der dem deinen so sehr gleicht. Mich sucht er heim seit das Gesicht des Mondes wieder zunimmt. Jede Nacht aufs Neue. Und immer eindringlicher ermahnt mich diese Stimme. Ich wusste mir keinen anderen Rat, als Vater davon zu berichten. Lass ihn sein, wie er ist, aber seine Weisheit kann man nicht abstreiten."

Widerwillig muss ich Boromir Recht geben. Denethor hat in den Jahren seiner Herrschaft großes Wissen erworben und es gibt wenig, das ihm nicht bekannt ist. In der letzten Zeit scheint es fast so, als könne er sogar die Schritte des Feindes voraussehen, als kenne er Saurons Willen ...

"Und was hat er dir geraten?"

"Ich soll nach Bruchthal reisen. Der Herr dieses Ortes würde meinen Traum deuten können. Elrond Halb-Elb ist sein Name und Vater sagt, er sei sehr alt und weise." Boromirs nachdenkliche Miene verrät mir, dass er Zweifel hat. Im Gegensatz zu mir, der ich die Elben von Kindheit an geliebt und verehrt habe, findet Boromir an ihnen wenig Gefallen. *Sie leben nur für sich und sind stolz über alle Maßen, sagte er einmal zu mir. Und sie verlassen Mittelerde. Was willst du von ihnen erwarten? Unsere Sorgen sind nicht die ihren. Wir müssen unser Schicksal selbst in die Hand nehmen, auf unsere eigenen Kräfte vertrauen und auf niemand sonst!*

Ich habe Boromir damals nicht widersprochen. Und die Elben in seiner Gegenwart nicht wieder erwähnt. Obwohl ich mich der alten Erzählungen erinnerte, die von der tiefen Freundschaft zwischen Sterblichen und Unsterblichen berichten, den Bündnissen gegen das Böse und die verlustreiche Letzte Schlacht, die so voller Wunder und Grausamkeit war. Die Menschen haben sich damals bewährt, an der Seite der Elben, und sie, wie auch wir, bezahlten den gemeinsamen Sieg teuer ...

Aber es war ein Sieg.

*Legenden aus längst vergangenen Tagen, würde Boromir mir antworten und herzlich lachen. Du kannst das einmal Gewesene nicht aus den Tiefen der Altvordernzeit hervorholen und dich an heldenhafte Taten und weise Reden klammern. Blick in die Zukunft, kleiner Bruder. Und mache dir Gedanken um sie. Das Alte hat keine Macht mehr über uns. Ich würde es so gerne glauben.*

Doch ist es nicht gerade dieses Alte, was uns bedroht und bedrückt?  
Was ist Sauron, wenn nicht ein uraltes Wesen, beseelt von einem boshaften Geist?

"Wann wirst du aufbrechen?"

"Morgen, beim ersten Licht des neuen Tages. Es ist ein weiter Weg, und in Zeiten wie diesen ein gefährlicher. Ich hoffe, dass sich das Wagnis lohnen wird ..."

"Ich könnte gehen", werfe ich ein. "Mich kann man zum Schutze Gondors entbehren, aber dich nicht."

"Hör auf mir zu schmeicheln, kleiner Bruder. Wenn ich fort bin, dann wirst du der Heermeister Gondors sein. So hat Vater es verfügt, auf meine Bitte hin, denn nur dir möchte ich all die Männer unterstellen – und nur dir vertraue ich vollkommen. Was auch geschehen mag, weiche nicht ab von deinem Weg der Aufrichtigkeit, und wenn Zweifel dich zaudern und zagen lassen, dann hör auf dein Herz.

Und nun komm, die Nacht wird kalt, und wenn du nicht wenigstens einen Becher Wein mit uns getrunken hast, dann darfst du dich allein am Ostufer zum Schlafen legen. Dort soll es nicht geheuer sein, wenn man Anardur und seinen Spähern Glauben schenken kann."

Fragend sehe ich Boromir an.

"Anardur kam von seinen Erkundungen zurück, als du schon eine Weile in den Ruinen umhergewandert bist. Du kennst ihn ja, er ist groß und stark und unerschütterlich. Und dennoch war sein Gesicht schreckensbleich, als er mit seinen Männern über die Brücke hastete, um Bericht zu erstatten. Sie alle zitterten beinahe und warfen ängstliche Blicke über den Fluss als sei ihnen etwas auf den Fersen.

Anardur ergriff das Wort und seine Stimme klang nicht stolz und fest, wie sonst, sondern nachdenklich, fast furchtsam. 'Kein Feind ist mehr dort drüben, wie wir es erwartet haben', sagte er. 'Wir haben sie aufgerieben, die elenden Orks, alles was von ihnen geblieben ist, sind ihre stinkenden Kadaver am Ostufer ... Aber dennoch – etwas geht dort um, Herr! Ein Schatten, ein böser Hauch, wir alle haben ihn gespürt, als die Dunkelheit hereinbrach.' Anardurs Männer redeten wild durcheinander, um seine Worte zu bestätigen und im Lager herrschte nicht wenig Aufregung."

"Welches Gewicht misst du ihnen bei, Bruder?", frage ich.

Boromir hält nicht viel von solchen Dingen, Schatten unter dem Schatten, finstere Mächte – allein Sauron fürchtet er, denn die Stärke des Dunklen Herrschers lässt sich nicht verleugnen und die ewige Nacht über dem Schattengebirge, die immer wieder erglüht in einem roten Schein, ermahnt uns alle daran, selbst Boromir ...

Aber seine Sorgen in diesen Tagen gelten nicht dem Herrn des Verfluchten Landes.

*Orks, Haradrim, Trolle, das sind unsere wahren Feinde, Faramir!* hat er erst vor wenigen Tagen zu mir gesagt. *Sie führt Er gegen uns ins Feld und ihre Zahl ist gewaltig. Aber du vermagst ihr Blut zu vergießen, wie sie das unsere vergießen, und ihre Leben vergehen, wie die unseren. Wenigstens das ist gewiss in diesen düsteren Zeiten!*

"Nun ..." Nachdenklich wiegt mein Bruder den Kopf. "Ich bin mir nicht sicher. Anardur ist ein wackerer Krieger und über jeden Verdacht erhaben, ein Träumer zu sein. Und da alle Männer etwas gespürt haben wollen ...

Sie sind erschöpft und des Kämpfens leid. Ich bin der Letzte, der es ihnen verdenkt. Vielleicht ist es der Schatten der Erinnerung an die vergangenen Schlachten, der ihre Sinne trübt?"

"Vielleicht", entgegne ich mit wenig Begeisterung, denn mein lebhafter Geist ist schon dabei Schrecken zu erahnen, für die es keine Namen gibt.

"Lass die Brücke bewachen, Boromir. Und schick einige Männer an das Ostufer zurück. Man kann nie vorsichtig genug sein, aber immer zu sorglos."

"Ich wusste, dass du mir diesen Rat geben würdest, kleiner Bruder", antwortet Boromir lächelnd. "Ich habe den Befehl bereits erteilt. Der Schatten mag kommen. Spar dir deinen anklagenden Blick, Faramir. Auch wenn du meine Worte als leichtfertig empfindest, nehme ich

die Sache ernst. Wir können uns Saurons Zorn durch die Befreiung Osgiliath' sicher sein. Und wer weiß, wie schnell es hier wieder vor Orks wimmeln kann. Alles ist möglich."

Boromirs ernster Tonfall beruhigt mich, und seine nächsten Worte entlocken mir ein leises Lachen.

"Aber nun lass uns gehen. Meine Drohung gilt noch ..."

So folge ich meinem Bruder zurück in die Runde der Männer und werde mich an seiner Gegenwart erfreuen, solange ich es noch kann, denn viel zu rasch werden die Stunden bis zum Morgengrauen verflogen sein ...

*Allein.*

*So allein ...*

## Kapitel 4

Die Feuer sind längst heruntergebrannt und die Gespräche verstummt. Der bleiche Mond scheint auf die hellen Mauern der alten Stadt und vor meinem geistigen Auge kann ich sie in all der Pracht sehen, die ihr einstmals innewohnte.

Königshof und Herrschersitz, ein Zeichen für die Macht der Menschen und vielleicht sogar ein schwaches Abbild dessen, was verloren gegangen ist in den Fluten der tobenden See als die Strafe der Erhabenen über Númenor kam.

Wie so oft greift eine tiefe Sehnsucht nach mir, wenn ich an all die Erzählungen denke, die von der Insel im Westen berichten. Wie einen Schatz hüte ich die Bilder, die sich webten und an Gestalt gewannen, wann immer ich in den Tiefen der wundervollen Bibliothek von Minas Tirith auf eine weitere der Schriftrollen stieß, die von Westernis zu berichten wussten, von der Schönheit des Landes, rau und unberührt, lieblich und gepflegt, wild wie die gewaltigen Stürme, die vom nahenden Winter kündeten und sanft wie ein Frühlingshauch, von der Weisheit der Menschen – die sich in Narretei verwandelte ...

Begierig, das einmal entdeckte Wissen zu erweitern, begierig, aus der Vergangenheit für die Zukunft zu lernen suchte ich jede freie Stunde nach den wundervollen und schrecklichen Zeugen der alten Zeiten.

Ich kann es auch jetzt fühlen, das helle Pergament, dessen durchscheinende Zartheit eine vorsichtige Behandlung verlangte. Feine und elegante Buchstaben in einer altertümlich anmutenden Sprache bedeckten es.

Oftmals waren mir einzelne Worte nicht geläufig, doch tat dies meiner Begeisterung keinen Abbruch. Ich verstand, weil ich mit dem Herzen las und mich den Erinnerungen hingab, die aus den Schriften sprachen – Aufzeichnungen voller Liebe und Ehrfurcht, aber auch Leid und Dunkelheit.

Es ist wohl nur den Sterblichen vorbehalten, das am innigsten Geliebte durch eigene Schuld zu verlieren. Durch die Schwäche unserer Seele, die empfänglich ist für Hochmut und Ehrgeiz, Neid und Gier ...

Ich lasse meine Augen schweifen, so wie meine Gedanken. Und ich finde Trost beim Anblick der schlafenden Gefährten. Mögen wir Menschen auch schwach sein, wir versuchen diesen Makel zu überwinden und es gelingt uns zuweilen, wie mir die Gemeinschaft der Krieger beweist. Ein jeder steht für den anderen ein, führt die Waffe für ein gemeinsames Ziel – den Sieg des Bösen zu verhindern.

Doch werden wir es vermögen?

Nicht aus eigener Kraft.

Gondor mag stark erscheinen, aber der Feind wird über Heere gebieten die uns durch die bloße Zahl der Krieger überrennen werden. Er wird alles ins Feld führen.

Gondor braucht Verbündete. Rohan, oder gar Saruman. Der Zauberer ist sehr mächtig und weise. Vielleicht würde er helfen.

Die Pferdeherren – sie würden es ganz bestimmt tun, wenn der Feind sie nicht auch schon

bedrängt.

So viele Ungewissheiten!

Die Zeiten für schnelle Boten sind gefährlich geworden und so erhalten wir keine Kunde mehr aus den Landen um uns. Vereint sollten wir gegen Sauron stehen, ein Bündnis schmieden, wie es damals geschah, als der Schatten sich auf Mittelerde legte.

Aber der Herr über Gondor achtet alle anderen gering, er ist stolz und unbarmherzig, nicht abzubringen von seinem Weg und seiner Haltung. So bleibt Gondor denn allein, weil niemand es wagt, gegen den Truchsess zu sprechen.

Nicht einmal Boromir.

Mein Bruder hegt ähnliche Gedanken. Sein Stolz auf die Macht unseres Reiches ist kaum geringer als der unseres Vaters, aber Boromir verkennt die Wahrheit nicht. Und dennoch ...

So mag es gut sein, dass er sich nach Bruchthal aufmacht, um bei den Elben um Rat zu fragen. Sie leben unter der Sonne, die auch uns ihre Wärme schenkt. Ihre Zahl wird geringer mit jedem Menschenalter, doch ihre Weisheit kann noch nicht geschwunden sein und die Drohung aus dem Osten sollte auch ihre Herzen beschweren je näher sie rückt und je unüberwindbarer sie sich zeigt.

Sauron wird Gondor vernichten, und Rohan.

Aber dies wird seinen Durst nicht stillen und seine Gier nach dem Blut derer, die ihm Widerstand geleistet haben seit alters her.

Nur ein Narr würde die Gefahr verleugnen in der die Unsterblichen schweben, die die Gestade dieser Welt noch nicht verlassen haben.

Eine feine Wolke schiebt sich vor den Mond, und sein silbernes Licht nimmt einen grauen Schimmer an. Feuchtigkeit hängt in der Luft, herauf getrieben vom Fluss und sie benetzt Haare und Gewänder, trägt den Geruch des Wassers mit sich. Ein leichter Wind kommt auf und jagt mir kühle Schauer über die Haut. Selbst in gewöhnlichen Zeiten sind die Sommernächte in der Nähe des Anduin frisch – aber wir haben keine gewöhnlichen Zeiten mehr. Da verwundert es nicht, dass es jetzt scheint, als wolle der Herbst schon Einzug halten.

Vorsichtig erhebe ich mich. Im tiefen Schlaf bemerkt man die Kälte in den Gliedern nicht, und deshalb ruhen die Männer friedlich – und auch der eine oder andere Becher Wein hat für Wärme gesorgt. Ich hingegen habe weder Schlaf gefunden noch dem Rebensaft zugesprochen – einzig den geforderten Becher musste ich einlösen, und das tat ich mit Freude.

Leise gehe ich zwischen den Ruhenden hindurch und mache mich auf den Weg zur Brücke.

Sie ist ein glitzernder Bogen in der Nacht, denn viele Fackeln erleuchten sie und tauchen die starken Steine in ein goldenes Licht, das sich im Fluss bricht und die Brückenpfeiler umschmeichelt wie ein magisches und schützendes Feuer.

Alles scheint friedlich ...

## Kapitel 5

Doch Ruhe kann manchmal trügerisch sein.

Sie verbirgt den wahren Schrecken in einem Schleier aus Schweigen, bis die Bestie hervorbricht und alles verschlingt. Ich lache kurz auf, denn in diesem Augenblick muss ich an Denethor denken – die Bestie, die lauert und jeden meiner Schritte beäugt, und wenn ich fehlgehe wird sie sich auf mich stürzen.

Oh, sie verschont mich jedes Mal, denn niemals vergisst sie sich völlig, aber der Schmerz ihrer Klauen in meinem Herzen und meiner Seele ist schlimmer als der Tod. Die Zurückweisung ist bitter wie ein Kelch gefüllt mit Gift ...

Ich habe die Brücke erreicht, das Rauschen des Flusses beruhigt meine Seele. Ein feines Murmeln liegt über dem Wasser, so als habe es eine Stimme und erzähle von besseren Zeiten. Der Anduin trägt meine quälenden Gedanken mit sich fort und reißt mich aus meiner Grubelei.

Der sanfte Schein der Fackeln vermag die mächtige Brücke nicht vollkommen zu erhellen; Schatten tanzen umher, weil ein lauer Wind mit den Flammen spielt. Mal lodern sie empor, mal sinken sie in sich zusammen – aber sie vergehen nicht.

Meine Augen folgen diesem Tanz einen Lidschlag lang, doch ich halte nach etwas anderem Ausschau und als ich es nicht finde, kriecht ein eisiger Schauer über meinen Körper.

Die Wächter!

Sie sind fort.

Vier Krieger sollten es sein, die die Brücke bewachen, und vier weitere, um das Ostufer im Blick zu behalten; aber ich kann ihrer nicht gewahr werden. Fast möchte ich glauben, dass sie alle sich in den Schatten der Brüstung niedergelassen haben, um die müden Glieder ein wenig zu entspannen.

Doch ich täusche mich selbst. Kein Mann Gondors würde seinen Dienst nachlässig versehen, wie erschöpft er auch sein mag – nicht in diesen Zeiten und nicht an diesem Ort.

Rasch, aber nicht unbedacht husche ich über die Brücke, die Hand am Schwertgriff, die Muskeln gespannt und jeden Schatten als Deckung nutzend. Das sanfte Mondlicht und die Fackeln weisen mir den Weg. Meine schweren Stiefel lassen meine Schritte laut erscheinen, aber der Gesang des Wassers übertönt sie, und ich komme ungehindert voran, bis ich am Ostufer angelangt bin.

Wie am Westufer so sind auch hier die Gebäude unmittelbar am Fluss erbaut, doch sie bieten einen weitaus schlimmeren Anblick, sind sie dem Wüten des Feindes doch länger ausgesetzt gewesen.

Mauerreste ragen in den nächtlichen Himmel wie verwundete Riesen, die einstmals prächtige Straße, die sich vor mir auftut, ist übersät mit Unrat und Schutt, schartige Waffen funkeln im Mondlicht und die Leiber der erschlagenen Orks sind ein beredtes Zeugnis für den furchtbaren Kampf, der geführt worden ist.

Schnell sehe ich mich um, aber meine scharfen Augen nehmen kein Lebenszeichen wahr. Dann schleiche ich vorwärts, von Steinhaufen zu Steinhaufen, immer auf der Hut, dass ich kein Ziel für einen Pfeil oder einen Speer biete.

Kurz kommt mir in den Sinn, dass ich eine Torheit begehe ...

Aber mein Ehrgefühl befiehlt mir, nach den verschwundenen Kriegern zu suchen. Es sind gute Männer, sie verdienen, dass man sich um sie sorgt – und sie hätten das gleiche für mich getan.

Selbst der Tadel meines geliebten Bruders, der mir sicher ist, wenn ich zurückkehre, hindert mich nicht daran meinen Weg fortzusetzen. Aufmerksam betrachte ich den Boden, doch es ist mir unmöglich eine neue Spur in all den alten zu finden.

Das Licht reicht nicht aus, zudem könnte ich mich von der Fährte Anardurs und seiner Männer täuschen lassen, denn ich nehme an, dass sie sich auf ihrem Erkundungsgang vor einigen Stunden auch hier befunden haben.

Vorsichtig trete ich in den Schatten der Fassade eines Hauses; nur sie steht noch und es mutet seltsam an, in die schmalen Fenster zu blicken hinter denen nichts mehr ist als Verfall – und Einsamkeit.

Ein schwacher Windhauch streift mein Gesicht, eine sonderbare Kälte liegt in ihm. Sie kriecht stetig voran, so wie das dunkle Wolkenband, welches sich über das Schattengebirge schiebt – bald wird das Antlitz des Mondes, der groß und majestätisch am westlichen Horizont steht, hinter seiner Schwärze verborgen sein. Schon vermindern feine graue Schleier das silberne Licht und es wird fahl, ein Licht der Toten ...

\*

Die Nacht neigt sich dem Ende entgegen, als ich beschließe meine Suche aufzugeben. Kein Lebenszeichen habe ich zwischen den Ruinen gefunden, die Wächter sind fort, als habe sie eine

finstere Macht verschlungen, und fast glaube ich, dass es so war.

Wer kann sagen, was oder wer in Saurons Diensten steht und über welche Kräfte diese Kreaturen gebieten?

Ich für meinen Teil bin froh, es nicht genau zu wissen.

Orks, Trolle, Südländer ... sie reichen aus in ihrer Wildheit und Zahl, um die Bedrohung in der Gondor schwebt immerwährend gegenwärtig zu halten.

Je entsetzlicher der Feind, desto stärker wäre die Angst, die uns lähmen würde und der Dunkle Herrscher hätte ein noch leichteres Spiel.

Niedergeschlagen kehre ich an die Straße zur Brücke zurück, schnell habe ich die letzten Häuserreste erreicht – und erstarre.

Auf der Brücke regt sich etwas, eine Gestalt schleppt sich dahin, an der hohen Brüstung entlang ...

Es ist einer der Männer, einer, den man zur Wache an der Brücke eingeteilt hatte!

Rasch eile ich zu ihm, doch immer auf der Hut. Vielleicht lauert der Feind in den Schatten! Doch nein – es wäre ihm ein Leichtes gewesen mich auf meiner einsamen Wanderung durch die zerstörte Stadt zu fangen oder zu töten.

Eine innere Stimme sagt mir, dass kein Ork in der Nähe ist.

Als ich den Krieger erreiche, rufe ich leise und mit beruhigender Stimme seinen Namen. Der Mann fährt keuchend herum, in seinen weit geöffneten Augen funkelt der Wahnsinn; aber dann kehrt das Leuchten zurück, das eine Seele mit sich trägt.

"Herr Faramir!"

Der Ausruf des Wächters kommt wie ein Schrei der Erlösung über seine Lippen und er taumelt entkräftet in meine Arme.

Sein Gewand ist über und über mit Rissen bedeckt und Blut, man hat ihn gequält. Die Orks finden Gefallen an den Leiden ihrer Opfer.

Verflucht seien diese elenden Kreaturen!

Das Gesicht des Wächters jedoch bietet den schlimmsten Anblick; es ist blutüberströmt, der Mann hat eine schwere Wunde davongetragen und ist dem Tod näher als dem Leben. Mühsam bringt er Worte hervor: "Der Schatten ... aus Minas Morgul ... und die Orks. ... So viele. Kalt ... Man hielt mich ... für tot. Sie ... lauern, ein wenig ... außerhalb der Stadt ..."

Seine Hände packen meinen Umhang und gehetzt suchen seine angstverzerrten Augen die meinen, wieder ist dieses entsetzliche Funkeln darin, so als hätten sie etwas grauenhaftes erblickt.

"Herr Faramir ...! Flieht! Niemand ... widersteht ... Niemand. Ah, ... dieser Dämon, diese Kälte ... und die Fragen ..."

Der eiserne Griff löst sich und der Mann sinkt in meinen Armen zusammen. Ein letzter, schwerer Atemzug kommt über seine Lippen und seine Augen schließen sich. Vorsichtig lasse ich ihn zu Boden gleiten und sanft decke ich seinen zerrissenen Umhang über ihn.

Ein weiteres Opfer.

Ein vergebenes Opfer?

Nein.

Nein!

Zorn beginnt sich meiner zu bemächtigen, ich weiß, dass ich ihm nicht nachgeben sollte, aber er ist zu stark – ja, ich beginne ihn zu genießen, verdrängt er doch die Hilflosigkeit, die ihn erschaffen hat und verwandelt sie.

Von Zorn getrieben haste ich über die Brücke.

Der Feind hat uns genarrt. Sicherlich waren die Orks, die uns die vergangenen Tage das Leben schwer gemacht haben, nur eine Vorhut oder eine Ablenkung. Im Nachhinein betrachtet scheint mir der Sieg über die grausamen Horden ein zu einfacher gewesen zu sein.

Das Heer, das Osgiliath überrennen wird, hat sich noch nicht offenbart ...

## Kapitel 6

Wie um meine Gedanken zu unterstreichen ertönt von weither ein dumpfes Grollen – Trommeln! Und dann gellt ein Laut durch die Nacht, wie ich ihn noch nie vernommen habe; ein unmenschlicher Schrei.

Ein Schrei – oder sind es gar Worte? -, hinaufgetragen in den Himmel, den die tief hängenden Wolken verfinstert haben. Langsam verklingt er, ich muss seine Botschaft nicht verstehen, denn ich kann sie fühlen, mit jeder Faser meines Seins.

Ein Schwindel erfasst mich und ich muss einen Augenblick innehalten.

Es ist eine urgewaltige Furcht, die sich unerbittlich über meine Seele legt und die mein Herz heftig pochen lässt.

Das Trommeln schwillt an, langsam kommt es näher. Beinahe bin ich dankbar dafür, denn es befreit mich aus dem Griff der Furcht und hilft mir, meine Kräfte verdoppeln.

Als ich das Lager erreiche, befindet es sich in Aufregung.

Schnell sind die Feuer wieder entzündet worden und die Männer haben zu den Waffen gegriffen. Man bestürmt mich mit Fragen, während ich mich dem größten Feuer nähere. Aber ich bin nicht gewillt, den Männern zu antworten; nicht jetzt. Doch ich bedeute ihnen, sich mir anzuschließen, sie alle sollen gemeinsam hören, was ich zu sagen habe.

Endlich sehe ich Boromir im Kreis einiger Männer. Auch Anardur ist bei ihm. Der Recke ist ein hühnerhafter, alle überragender und imposanter Mann, und nur die unnatürliche Blässe seines Gesichts zeugt von seiner Besorgnis. Immer wieder blickt er nach Osten und leise redet er auf Boromir ein. Sehnige Hände unterstreichen seine Worte gestenreich.

Boromir nickt und dann gibt er den älteren Männern einige Anweisungen.

Diese Krieger stehen schon lange im Dienste Gondors, sie haben viele Wagnisse auf sich genommen und so manchem Schrecken ins Auge geblickt. Sie können ihre Furcht bezwingen, während die jüngeren Krieger dies noch zu lernen haben.

Ich dränge mich zwischen gepanzerten Schultern hindurch.

Ein Raunen geht durch die Reihen der Männer und mein Bruder schenkt mir einen finsternen Blick.

"Boromir!" bringe ich atemlos hervor, ehe er das Wort an mich richten kann und als ich sehe, dass er schweigen wird, warte ich einen Augenblick, damit die Krieger sich versammeln können. Sie drängen sich nahe heran und mit schwerem Herzen erkenne ich, wie klein unsere Schar geworden ist.

Dann trete ich zu meinem Bruder und erhebe meine Stimme: "Kurz vor der Ost-Stadt steht ein großes Heer. Nein, es zieht bereits gegen uns! Man hat unsere Wächter und Späher gefangen genommen und befragt. Und wie es scheint, ist der Feind der Ansicht, dass wir nun leicht zu überrennen sind."

Die Krieger bleiben stumm, hier und da sieht einer den anderen an und sie nicken.

Jeder hat Ohren zu hören.

Das dumpfe Dröhnen der Trommeln treibt über den Fluss, denn aus Osten weht jetzt ein schneidender Wind, der dem Spätsommer Hohn spricht. "Wir werden Osgiliath nicht halten können ..."

Boromirs Worte sind leise und bedächtig, aber sie verfehlen ihre Wirkung nicht. Unter den Kriegern erhebt sich Gemurmel, ihre Verwirrung ist offensichtlich, und auch ich fühle mich unsicher und hilflos. Noch nie hat mein Bruder einfach aufgegeben, ganz gleich wie schlecht es stand – und nun ...

Doch als ich das winzige Lächeln auf seinen Lippen sehe, weiß ich, dass der Schein trügt. Es ist ein grausames, fast verächtliches Lächeln, und es macht mir angst.

Boromir hebt die Arme und die Männer verstummen.

"Wir werden Osgiliath nicht halten können ..."

Jetzt ist die Stimme meines Bruders weithin vernehmbar und klar.

"Nicht ohne eine List! Denn diesmal steht etwas anderes gegen uns, als eine Horde Orks, deren geringer Verstand einzig zum Kämpfen und Sterben ausreicht. Ihr alle fühlt es, ich kann es an euren Gesichtern sehen.

Auch ich spüre es.

Ich habe niemals viel auf die Erzählungen über das Unbekannte, das Böse aus den Schatten gegeben, und auch jetzt würde ich mich nur zu gerne weigern, anzuerkennen, dass genau dieses Böse auf uns zu kriecht. Aber ich kann es nicht ... nicht nachdem meine Ohren den seltsamen Laut vernommen haben, in dem ich Worte zu hören glaubte und der das Blut in meinen Adern gefrieren ließ. Und dennoch ...

Ein Ziel werden wir uns setzen – der Feind darf nicht über den Fluss gelangen!"

Zustimmende Rufe werden unter den Kriegern laut; doch es sind nicht wenige unter ihnen, die Boromirs Worte nachdenklich aufnehmen. Ihre Augen ruhen auf mir, so als wollten sie mich zum Sprechen auffordern, im Vertrauen darauf, dass ich das Richtige sage.

"Verzeih, mein Bruder ...", werfe ich ein, "doch ich fürchte, dass wir die Brücke nicht werden verteidigen können. Ich war dem namenlosen Schrecken näher, er hat meine Seele gelähmt, ebenso meine Glieder. Wie sollen wir da hoffen, zu bestehen, wenn wir dem Feind ins Angesicht blicken müssen? Wir alle sind bereit zu Kämpfen bis zum letzten Atemzug, doch wir müssen etwas haben, an das wir uns klammern können, sonst sind unsere Opfer vergebens."

Boromir nickt und dann schaut er in die Runde.

Schweigend sehen ihn die Krieger an, schweigend und voller Erwartung. Mein Bruder wusste immer eine Antwort auf ihre Fragen, kannte das Herz eines jeden, war immer darauf bedacht, ein guter Heerführer zu sein und den Männern Hoffnung zu geben.

"Ihr wisst, dass ich noch nie etwas unmöglich scheinendes von euch verlangt habe", beginnt er ruhig. "Heute werde ich es tun. Und ich werde zugleich euer Leben fordern, denn nichts weniger als das müsst ihr in die Waagschale werfen, die sich zu Gondors Ungunsten neigt. Die Brücke, sie soll fallen!"

Die Männer werfen sich erstaunte Blicke zu und auch ich brauche einen Moment um die Tragweite von Boromirs Worten zu erfassen. Ungläubiges Getuschel erhebt sich.

Die Brücke ist so alt wie Osgiliath selbst und ihre Erbauer waren Meister ihrer Zunft. Sie hat Jahrhunderte nahezu unbeschadet überdauert; erst jetzt, in den Kämpfen, in die der Feind uns verwickelt hat, wurde auch sie ein wenig in Mitleidenschaft gezogen – aber ein zerstörter Stein hier und da tut ihrem Nutzen und ihrer Tragfähigkeit keinen Abbruch.

"Aber wie, Boromir?" frage ich leise, fast verzweifelt, denn der Vorschlag scheint mir gut. Wenn die Brücke nicht mehr ist, dann muss der Feind Boote bauen oder einen anderen Weg wählen, der ihn Tage und Kräfte kosten wird.

Dann haben wir Gondor eine Atempause verschafft, und vielleicht gereicht uns das am Ende zum Vorteil.

Doch wie wollen wir die Idee in die Tat umsetzen?

"Es ist möglich." Boromir senkt die Stimme und wie Verschwörer rücken die Männer um ihn näher. "Der eine oder andere von euch mag sich die Brücke nach dem letzten Angriff einmal näher angesehen haben. Ich tat es auch. Was ich sah, erfüllte mich mit Besorgnis, denn die alten Pfeiler am Ostufer zeigen Spuren der Beschädigung. Der Zahn der Zeit hat an ihnen genagt und die Fluten des Anduin haben sie umspült, all das hat ihnen nicht die Standfestigkeit genommen ... Aber nun haben sich die Pfeiler geneigt. Einem flüchtigen Blick würde es sich nicht offenbaren, doch die mächtigen und verwitterten Steine sind in Bewegung geraten ... Was mir der Vorbote eines Unglücks schien, wird uns nun von Vorteil sein!"

Einige Männer nicken, jetzt wo Boromir darüber spricht, erinnern sie sich.

Ich rufe mir die vergangenen Tage ins Gedächtnis. Die Kämpfe waren heftig wie nie zuvor und auch die Brücke war Schauplatz einer gewaltigen Auseinandersetzung. Wohl an die einhundert berittene Krieger Gondors hatten einen Ausfall an das Ostufer gewagt und so diese Schlacht unter vielen letztlich entschieden. Sollten die Leiber der Rösser und Reiter eine zu schwere

Bürde für die alte Brücke gewesen sein?

Das dumpfe Dröhnen der Trommeln reißt mich aus meinen Gedanken. Es kriecht näher, und ich weiß: uns bleibt gar keine andere Wahl. Was auch immer wir tun und wie wir es tun, um den Feind aufzuhalten, muss schnell geschehen.

Ich hole tief Atem.

Ein würziger Geruch hängt in der Luft, teils durch die niedergebrannten Feuer verursacht, teils durch uns Menschen. In früheren Zeiten hätte ich Anstoß daran genommen; aber diese Zeiten sind unwiederbringlich vergangen.

Ich habe schnell und schmerzhaft gelernt, dass die Wirklichkeit des Krieges etwas ganz anderes ist, als die Lieder der Barden den gebannten Lauschern glauben machen wollen. In einer dunklen Halle an einem knisternden Feuer erstehen die prächtigsten Bilder, begleitet von der mal sanften und mal drängenden Musik einer Harfe oder Laute ...

Heldenmut und große Taten! Sie werden besungen und gepriesen.

Oh, es gibt beides, denn immer wieder einmal wächst ein Mensch über sich hinaus, kann gemeinsam etwas bewegt werden. Doch im Angesicht des Feindes denkt niemand daran, ob es eines Tages Lieder über ihn und andere zu singen gäbe.

Er hört nicht den sanften Klang einer zarten Saite, sondern das ohrenbetäubende Krachen, wenn zwei Heere aufeinander treffen, das Klirren der Waffen, die Schreie der Kämpfenden und das Klagen der Verwundeten und der Sterbenden – eine gar schreckliche Weise, der jegliche Harmonie fehlt.

Ich habe sie wohl gelernt und mich in ihr geübt.

Doch werde ich je die Meisterschaft in ihr erlangen?

Ich gäbe alles darum, diese Frage niemals mit Ja beantworten zu müssen.

Der Frieden liegt mir am Herzen, wie so vielen Geschöpfen auf dieser Welt. Doch er ist uns nicht vergönnt. Seit Alters her schwebt das Dunkel des Krieges über allen Landen, macht nicht halt vor den Starken und den Schwachen, den Mächtigen und den Machtlosen, den Sterblichen und den Unsterblichen ...

Nun hat es Gondor erreicht – nicht zum ersten Mal, wohl aber zum letzten, wenn die Valar uns keine Gnade erweisen.

Leise reden die Männer um mich herum, während Boromir ruhig dasteht und sie gewähren lässt. Er weiß, wann er den Kriegern Zeit geben muss, auch wenn die Not Eile gebietet. Im Angesicht dessen was kommen wird, ist dieser Augenblick wie ein lebenswichtiges Atemholen, die letzte Möglichkeit zu sagen was vielleicht nie mehr gesagt werden kann, denn wenn der Tod seine grausige Ernte einfährt, ist es zu spät ...

Ich blicke dem Tod gelassen entgegen. Ich weiß nicht, was mich erwartet, wenn ich das Tor ohne Wiederkehr durchschreite. Die Elben finden Einlass in Mandos' Hallen und werden in einen Frieden aufgenommen, den zu begreifen den Sterblichen verwehrt bleibt.

Und die Menschen?

Unser letzter Weg liegt im Dunkel, birgt ein erschreckendes und zugleich süßes Geheimnis in sich ...

Nein, ich fürchte mich nicht vor dem Tod – wohl aber davor, wie er mich ereilt.

Seufzend schüttele ich den Kopf.

Es ist müßig und unklug solche Gedanken zu hegen.

Sie sind keine Antwort auf quälende Ängste und verborgene Sehnsüchte, sie lähmen Herz und Hand und deshalb löse ich mich von ihnen, lenke mein Trachten allein auf den Augenblick; und Boromirs bedächtige Worte.

"Eilt euch, meine Getreuen!" drängt mein Bruder die Männer. "Sattelt die Pferde und schafft jedes Seil herbei, dass es auf dieser Seite des Flusses zu finden gibt. Uns bleibt nur wenig Zeit und sie ist zu kostbar, um mit weiteren Reden verschwendet zu werden. Ihr wisst, was es zu tun gilt."

Einen Atemzug lang zögert Boromir und es scheint, als schaue er jeden Krieger noch einmal

an, denn seine Augen schweiften umher, blicken ernst und wissend. Und dann zieht er mit einer einzigen, fließenden Bewegung sein Schwert. Im Lichte der Feuer und Fackeln blitzt es auf, ein rotes Gleißern ergießt sich über die Klinge, während sie in die Höhe schnell.

"Für Gondor!"

Diesmal ist es kein stolzer und ungezügelter Ruf des Triumphes, der über Boromirs Lippen kommt, sondern fast ein Flehen, ein Wunsch an die Mächte des Schicksals, dass sie unserer Heimat gnädig sein sollen.

"Für Gondor", flüstere ich und auch die Männer um mich herum sprechen diese Worte mit Andacht und Inbrunst.

"Für Gondor ...", wiederholt mein Bruder, "... und für uns."

\*\*\*

## Kapitel 7

Sie sind da!

Schneller als wir geglaubt und noch viel zahlreicher, als wir gefürchtet haben.

Orks über Orks mit Fackeln, Bögen, Schwertern, Speeren – ein stetiger Strom aus allen Winkeln der verfallenen Oststadt, vorangetrieben durch die unermüdlichen Trommeln und ihre Gier nach unserem Blut.

In einigen Häuserruinen haben sie Feuer entzündet, die genährt werden von allem, was entbehrlich ist.

Geschrei hallt durch die vage rötliche Nacht, und der Lärm zahlloser Füße ruft ein dumpfes Echo in den Straßen hervor.

Wo der Feind laut ist, herrscht unter uns Totenstille. Ein jeder lauscht in die Dunkelheit, hängt seinen Gedanken nach und bereitet sich auf das Kommende vor, so gut er kann. Wir haben alle auf der Brücke Platz gefunden und mit Wehmut sehe ich, wie wenige wir doch sind.

Aber Boromir ist überzeugt, dass unsere Kräfte ausreichen – und die Kräfte unserer Pferde! Auf ihren Schultern ruht die Last ein kleines Wunder zu vollbringen, zu dem wir sie anleiten müssen ...

Ich eile ein letztes Mal durch die Reihen der Krieger und Rösser.

Immer wieder sehe ich Männer den Sitz ihrer Sättel oder die Stärke der langen Seile prüfen, die miteinander verknotet und um die beiden Stützpfeiler am Ostende der Brücke gewunden sind.

Die Pferde schnauben unruhig, sie wittern die tödliche Gefahr, die auf uns zueilt und nur widerwillig stehen sie still, denn sie sind für den Kampf gezüchtet und nicht für das Ausharren.

Mein eigenes Tier wird von einem jungen Mann gehalten, der mich zaghaft anlächelt. Ich weiß, dass er tapfer und unerschrocken wirken will, aber es gelingt ihm nicht. Er ist bleich und seine Augen flackern. Das rote Licht der tief hängenden Wolken lässt sein Gesicht wie mit Blut benetzt erscheinen und ich erschauere.

Wie schnell kann Wirklichkeit werden, was ich jetzt nur als Gaukelspiel erblicke!

Ich lächle zurück und bedeute dem Krieger zu seinem Pferd zu gehen.

Er hat sich in den Schlachten der vergangenen Tage wacker geschlagen und wird es auch in dieser tun.

So hoffe ich.

Denn diese Schlacht wird anders.

Etwas Seltsames liegt in der Luft, etwas, für das ich keine Worte finden kann – aber es ist da und mit jedem Augenblick, der verstreicht, wird es stärker.

Ein böser Hauch, der wie feiner Regen herabsinkt und sich auf Herz und Gemüt legt. Meine Haut kribbelt und in meinem Magen bildet sich ein eisiger Klumpen aus Furcht, der das Atmen schwer macht.

Das Geschrei der Orks ist jäh verstummt.

Sie haben aufgehört am Ostufer entlang zu toben und uns mit rauen Stimmen und bösen Worte zu schmähen. Statt dessen blicken sie zurück nach Osten, stecken die Köpfe zusammen, als würden sie miteinander tuscheln und warten.

Warten, worauf?

Ich sehe genug Hauptleute unter ihnen, die den Befehl zum Angriff geben könnten.

Warum zögern sie?

Ja, mir scheint, als seien sie von der gleichen Furcht ergriffen, die sich über den Fluss und in unsere Herzen tastet, die Glieder lähmt und den Geist träge macht.

In einem Schleier aus feinem Nebel steigt Kälte vom Anduin auf und lässt mich frösteln.

Die Männer sehen sich unruhig an, viele sind bleich wie vom Tode Gezeichnete. Ein namenloses Grauen schleicht sich in der unerträglichen Stille heran, denn nun schweigen selbst die Trommeln ...

Ein Schatten gleitet die alte Hauptstraße der Oststadt entlang, ich spüre ihn eher, als das ich ihn sehen kann. Er scheint aus einer anderen Welt zu kommen, verschafft sich mit Gewalt einen Weg in das Reich der Lebenden.

Der Wind frischt merklich auf, er trägt Brandgeruch mit sich, und die unsichtbare Drohung des nahenden Verhängnisses.

Mit Händen, die schier starr vor Entsetzen sind, greife ich nach dem starken Seil, das lose über dem Hals meines Pferdes liegt und winde es mit unendlicher Mühe um den flachen Knauf an meinem Sattel, um mich dann hinauf zu ziehen.

Die anderen Männer tun es mir gleich. Die Pferde wiehern und stampfen, der finstere Schrecken in unserem Rücken raubt ihnen die anerzogene Gelassenheit, die sie als Streitrösser besitzen müssen. Ich kann es meinem Tier nicht verdenken. Eine Dunkelheit lastet auf mir, wie ich sie nie zuvor gekannt habe – und es gab viele dunkle Tage in meinem Leben.

Doch nichts kommt dem gleich, was ich nun empfinde. Die Gedanken in meinem Kopf beginnen zu kreisen, es ist, als würden sie in einen schwarzen Pfuhl der Verdammnis gezogen, aus dem es kein Entkommen gibt.

Ich möchte wie von Sinnen fliehen und dem Hauch des Bösen entrinnen, aber einen Augenblick später zerrt ein gieriges Verlangen an mir, das mich drängt, mich der teuflischen Macht zu ergeben, damit der Schmerz endlich ein Ende findet ...

Schwindel erfasst mich, die Welt versinkt in einem undurchdringlichen Dunkel ...

"Haltet durch, Männer! Kämpft gegen das namenlose Grauen! Wir sind die Söhne Gondors und bieten jedem Feind die Stirn."

Boromirs Stimme holt mich aus dem Vergessen zurück.

Ich sehe mich um.

Ein gutes Stück hinter mir sitzt er auf seinem großen Pferd und spornt die Männer an. Sein Blick fällt auf mich und ich erkenne die Angst in seinen Augen, denn er ist der Dunkelheit noch näher als wir anderen. Doch er tut das einzig richtige: er schaut nicht zurück.

Ich hingegen bin töricht.

Eine fatale Neugier hat mich erfasst.

Beinahe verzweifelt suche ich im trüben Zwielflicht der scheidenden Nacht und der glimmenden Feuer in den Ruinen nach einer Regung am Ostufer des Anduin. Ich will, ich *muss* sehen, was es ist, das uns in Raserei versetzt – ebenso wie die Orks, die wie von Sinnen an der anderen Seite des Flusses hin und her hetzen, Fackeln in den Händen und Bögen und Schwerter, bereit zum Kampf und doch von einer unsichtbaren Hand zurückgehalten.

*Wahnsinn, das ist Wahnsinn, Faramir!* schreit eine Stimme in mir, aber ich überhöre sie.

"Faramir!"

Ich schüttele den Kopf. Nicht einmal mein Bruder kann mir jetzt noch helfen gegen die verhängnisvolle und bittersüße Versuchung der Erkenntnis zu bestehen.

Da!

Endlich, endlich haben meine Augen die Ursache all der Qual erspäht, die uns gefangen hält. Ein dunkler Schatten vor den Schatten der vergehenden Nacht.

Ein Reiter, so scheint es mir, auf einem gewaltigen Ross, das ebenso dunkel ist. Es steht ganz reglos, ein wenig erhöht auf den Überresten eines Treppenaufgangs, der einstmals in ein prächtiges Gebäude führte.

In diesem Augenblick kriecht der tief hängende Mond aus den finsternen Wolken, die ihn zuvor verbargen, und ich kann den Reiter sehen.

Lange, weite Gewänder von der Farbe eines sternenlosen Nachthimmels bedecken seinen Körper von außergewöhnlich hohem Wuchs, ein Mantel liegt auf seinen breiten Schultern und eine Kapuze verbirgt sein Antlitz, sein Haupt ist gesenkt.

Das Mondlicht bricht sich auf dem Zaumzeug aus Silber und auf der Klinge eines Langschwertes, welches der Reiter in der gepanzerten Hand hält.

Ein scharfer Wind beginnt zu wehen und er spielt mit den Gewändern des Verhüllten, ebenso mit Schweif und Mähne des Rosses.

Der Anblick des fremden Kriegers nimmt mich gefangen.

Sauron gebietet über vielerlei Geschöpfe. Nicht wenige von ihnen sind uns Kämpfern aus Gondor bekannt, denn wir standen schon gegen sie, aber noch nie sah ich einen solchen Reiter, dessen menschliche Gestalt nicht darüber hinweg täuscht, dass er der Welt der Lebenden entrückt ist.

Kein Wesen aus Fleisch und Blut würde diese Kälte aussenden können, die einem den Atem nimmt und das Herz verzagen lässt.

Dort harrt ein Dämon auf seinem Schattenross, begierig, alle Unglücklichen in sein düsteres Reich zu ziehen ...

Fast erleichtert höre ich das große Pferd mit einem Male schnauben, es kaut unruhig auf der Gebiss-Stange, neigt das gewaltige Haupt und beginnt zu tänzeln.

Ein kaum sichtbarer Ruck an den Zügeln zwingt das Tier zurück in seine Reglosigkeit – aber in seinen Reiter kommt Leben.

Unendlich langsam hebt der Vermummte den Kopf, als sei er aus einem seltsamen Schlaf erwacht, oder aus einem andächtigen Lauschen.

Und seine verborgenen Augen suchen die meinen!

Er sieht mich an.

Ich weiß es, ich spüre seinen forschenden Blick, der bis in das Innerste meiner Seele gelangt. Angstvoll verschließe ich mich diesem fremden Tasten, will meine geheimsten Gedanken für mich behalten, denn sie wären eine vortreffliche Waffe in den Händen meiner Feinde.

Nur zu gut begreife ich in diesem Augenblick, dass meine Verletzlichkeit mich an den Abgrund führen wird, wenn ich ihrer nicht Herr werde.

Diesmal gelingt es mir, und der Druck weicht von meiner Seele; aber mein Herz bleibt in der ungeahnten Furcht gefangen, die der Fremde gegen uns aufzubieten vermag. Doch als wäre sie nicht genug, hebt der Reiter die Hand mit dem Schwert ...

Mein Schrei bleibt ungehört, denn er kommt nicht über meine Lippen.

Boromir hingegen hat erfasst, dass uns keine Zeit mehr bleibt.

"Zieht an!", ruft er. "Zieht ... an ...!"

Ein gemeinsamer Ruck geht durch Reiter und Rösser.

Ich gebe meinem Tier die Zügel frei. Es bedarf keines Befehls, um es vorwärts schnellen zu lassen, allein die Angst spornt es an, das schier Unmögliche zu vollbringen. Helles Wiehern erklingt von überall her, als die Pferde sich ins Zeug legen.

Die starken Seile um die Pfeiler spannen sich wie Bogensehnen. Ich spüre die Muskeln meines Pferdes arbeiten. Sie sind zum Zerreißen angespannt. Das Tier keucht und mühsam setzt es einen Huf vor den anderen.

Aber es kommt voran!

Schweiß beginnt kleine, weiße Flocken an den mächtigen Schultern zu hinterlassen. Sanft streichle ich den zitternden Hals meines Pferdes, versuche es ein wenig zu beruhigen, denn das arme Geschöpf leidet auf zweifache Weise.

Ein dumpfes Knirschen kündigt von den Kräften, die an der Brücke zerren und unwillkürlich sehe ich mich um.

Die ersten Orks haben den flachen Aufgang betreten, voran geschickt von ihrem finsternen Herrn. Sie schwingen Schwerter und Lanzen, bereit zur Vernichtung aller Unglücklichen, die ihnen in die Hände fallen. Immer mehr dieser widerlichen Kreaturen drängen hervor.

Schon hat der vorderste Ork Boromir erreicht. Mein Bruder streckt ihn mit einem einzigen Streich nieder.

Er hält uns den Rücken frei. Geschickt lenkt er sein Pferd, dessen Hufe gar manchen Ork treffen und verwunden. Seine Klinge ist wie ein heller Strahl in der Nacht, der unsere Feinde fällt wie eine Zwergenstreitaxt.

Plötzlich läuft ein leichtes Beben durch die Brücke. Gestein beginnt aneinander zu reiben und ein dumpfes Knirschen setzt ein. Der Zug an den Seilen hat ein wenig nachgelassen, so dass die Pferde schneller werden.

Jetzt spüre ich, wie die Brücke ins Wanken gerät, ein dumpfes Stöhnen erklingt, das mir eisige Schauer über den Rücken jagt. Mein Ross bäumt sich auf, es zerrt wie von Sinnen an den Seilen, die es halten und fast stürzt es.

Mir bleibt keine Wahl.

Rasch habe ich mit meinem scharfen Dolch die Seile durchtrennt und mein Pferd ist frei.

Die anderen Männer tun es mir gleich, und dann gilt nur noch eins – lebend das Westufer zu erreichen!

Ich halte nach Boromir Ausschau.

Der Stein unter mir ächzt nun, ein Zittern breitet sich von der Ostseite der Brücke her aus, langsam erfasst es das ganze Bauwerk. Ich bezähme meine Angst und mein scheuendes Pferd.

Endlich sehe ich meinen Bruder.

Er scheint kein Entsetzen zu kennen. Noch immer findet sein Schwert unter den Orks viele Opfer, und ermöglicht uns so die Flucht. Irgendwie gelingt es mir, mein Pferd zu wenden – das treue Tier scheint zu verstehen, und überwindet seine Furcht – und dann bin ich an Boromirs Seite.

Ein zorniger Ausruf liegt auf seinen Lippen, als er meiner gewahr wird, aber er besinnt sich anders. Mit einem Blick hat er erfasst, dass es nun an der Zeit ist, und schenkt mir ein dankbares Lächeln.

Gemeinsam treiben wir unsere Pferde an. Die Rösser haben alle Mühe auf dem unebenen und gefährlichen Stein ihren Weg zu finden. Mein Tier stolpert und schon ist ein Ork heran; sie drängen sich hinter uns auf der wankenden Brücke – und beschleunigen so ihren Fall.

Ich schlage dem Ork eine tiefe Wunde in die Seite und obwohl das schwarze Blut in Strömen hervorquillt ist mein Gegner noch nicht bereit aufzugeben. Mein Dolch in seinem Herzen beendet sein Leben.

Aber er ist nur einer unter vielen ...

Die Gefahr nicht achtend hetzt die Horde heran, gelbliche Augen funkeln tückisch und blitzende Waffen werden geschwungen. Ich habe nicht wenig Mühe mich meiner Haut zu erwehren, im Sattel zu bleiben und mein Pferd im Zaum zu halten, das nur noch den Gedanken an Flucht kennt.

Ein zorniger Ausruf Boromirs zeigt mir, dass er in einer ähnlichen Bedrängnis sein muss.

Wenn die Orks uns einkreisen sind wir verloren.

"Faramir! Schnell!"

Boromirs eindringlicher Warnung bedarf es nicht, deshalb werfe ich ihm einen Blick zu. Er deutet nach vorne und mit Schrecken sehe ich, wie sich die Brücke auf ihrem Scheitelpunkt zu senken beginnt. Der Lärm, den die berstenden Steine verursachen, vermischt sich mit dem

Geschrei der Orks und dem Wiehern der Rösser.

Zu viele Tiere und Menschen sind noch auf der Brücke. Sie werden dem Verhängnis nicht entgehen.

Boromir wird es nicht ...

Ich werde es nicht ...

Von einer eigentümlichen Ruhe ergriffen bereite ich mich auf das Unvermeidliche vor.

## Kapitel 8

Am Ostufer erhebt sich ein Tumult. Die Orks dort wüten und toben als sie die Brücke mitsamt ihren Gefährten in den Fluten des Anduin versinken sehen. Im Schein vieler Fackeln jagen diese scheußlichen Kreaturen hin und her.

Ich würde sie verlachen, wenn ich könnte, aber nun hat auch mich der Sog der untergehenden Steine erfasst.

Verzweifelt klammere ich mich an die Zügel. Ich bin aus dem Sattel geglitten, als mein Pferd mit mir in den Fluss stürzte und nun schwimme ich neben dem treuen Tier. Doch mein Ross kann mir keinen Halt geben. Es kämpft gegen das unerbittliche Wasser, die Nüstern angstgeweitet und die Augen groß vor Furcht.

Ich rufe beruhigende Worte, aber da gelangt sein Kopf in die schäumenden Fluten. Ein scharfer Ruck reißt mich beinahe mit hinab. Schweren Herzens lasse ich die Zügel fahren. Es gilt, mein eigenes Leben zu retten.

Das Wasser tost und ich habe Mühe nicht unterzugehen, immer wieder schlagen die Wellen über meinem Kopf zusammen – es ist, als sei der Fluss in Zorn geraten. Das Wasser ist dunkel, undurchsichtig, obwohl man des Tags bis auf den tiefen Grund sehen kann, so klar und rein fließt der Anduin aus dem Gebirge.

Auch in einer mond hellen Nacht ist das Wasser von solcher Beschaffenheit, schimmernd wie mit Silberfäden durchsetzt; doch jetzt ist es uns zum Feind geworden.

Als könne der Dämon in Menschengestalt auf seinem Schattenross dem Wasser gebieten ...

Schwarzgefiederte Pfeile beginnen auf die Männer im Fluss herniederzuprasseln. Auch wenn sie schlecht gezielt sind, fordern sie viele Opfer, allein durch ihre bloße Zahl.

Aber der Anduin ist noch grausamer; Männer und Pferde zerrt er mit sich wie ein brüllendes Ungeheuer.

Ich kämpfe einen fast aussichtslosen Kampf gegen die Gewalten der Natur. Meine Glieder werden schwer und ein heller Schleier beginnt vor meinen Augen zu tanzen. Ich war immer ein guter Schwimmer; besser als die meisten Männer, von Boromir einmal abgesehen. Doch die Strapazen der vergangenen Tage haben an meinen Kräften gezehrt.

Ich will nur noch eins: das Wasser verlassen und das Geschehene vergessen.

Plötzlich berührt mich eine Hand an der Schulter. Im ersten Moment denke ich, dass es einer unserer Krieger ist, aber dann wird der Griff schmerzhaft und die Hand drückt mich unter die Wasseroberfläche.

Wild schlage ich um mich und der Griff lockert sich, so dass ich mich losreißen kann. Schnell bringe ich mich aus der Reichweite des Angreifers, indem ich mich von der Strömung fortreiben lasse.

Mein Gegner tut es mir gleich.

Es ist ein Ork.

Ein Schwertstreich hat ihm Gesicht und Brust aufgerissen. Entsetzt und fasziniert zugleich kann ich meinen Blick nicht von den grässlichen Wunden abwenden – dunkles Fleisch, schwarzes Blut und gelbliche Knochen.

Aus der rohen Masse des Gesichtes funkeln mich Augen an. Da ist kein Schmerz, nur reine Mordlust.

Kann denn selbst der nahende Tod diese Geschöpfe nicht aufhalten?

Der Ork zögert ein wenig und die Gelegenheit nutze ich zur Flucht. Im Wasser bin ich ihm in meinem erschöpften Zustand nicht mehr gewachsen. Ich höre ihn die Verfolgung aufnehmen und verzweifelt versuche ich, mehr Kraft in meine ermüdeten Arme zu legen.

*Ruhig, Faramir!* ermahne ich mich.

Das rettende Ufer kommt näher.

Fast bin ich da ...

Erleichtert greife ich nach der ausgewaschenen Uferumrandung. Sie hat eine sanfte Neigung, so dass man das steinerne Ufer mit ein wenig Geschick erklimmen kann.

Meine Erleichterung ist wie hinweggefegt, als der Ork mich schließlich doch erreicht – einen Moment zu früh.

Knurrend packt er mich an der Hüfte und wirft sich zurück.

Wäre er nicht zu Tode verwundet, dann hätte er mich mit sich reißen können; so aber kann ich ihm widerstehen.

Doch ich bezahle meine Anstrengungen mit einer Welle des Schmerzes, die von meinen Händen aus durch meinen Körper jagt. Mein gepeinigter Schrei entlockt meinem Feind ein gehässiges Lachen.

Der Ork klammert sich fester an mich, Geifer trieft aus seinem zerrissenen Mund mit den abgebrochenen Zähnen.

Er wird es ein zweites Mal versuchen.

Verzweifelt tasten meine Hände nach einer Waffe – mit bloßen Fäusten bin ich meinem Feind nicht gewachsen.

Endlich!

Meine Finger erhaschen einen großen, losen Stein, der aus der alten Uferböschung herausragt. In wilder Wut zerre ich ihn hervor und schwinge ich ihn gegen den Kopf des Orks. Der wuchtige Schlag reißt mir den Stein aus der Hand, aber er hat seinen Zweck erfüllt.

Die krallenbewehrten Klauen des Orks lösen sich von mir und mit zerschmettertem Schädel versinkt er in den Fluten des Anduin.

Ich starre dem leblosen Körper einen Augenblick nach.

Die Strömung trägt ihn fort.

Wenig später taucht der Leichnam flussabwärts wieder auf, zwischen ertrunkenen Menschen, Orks und Pferden, die der Fluss mit sich nimmt.

Ein weiterer Toter in dieser Nacht, der im Anduin seine letzte Ruhestätte findet ...

Als ich das steinerne Ufer der Weststadt erklimme, singt das Blut in meinen Ohren und das Herz pocht mir im Leib als wolle es meine Brust zerreißen. Keuchend ringe ich nach Luft, greife mit letzter Kraft nach einer niedergerissenen Steinbrüstung und ziehe mich ganz hinauf.

Minuten lang bin ich einzig damit beschäftigt wieder zu Atem zu kommen.

Die raue Luft brennt in meinen Lungen, feiner Staub treibt träge dahin.

Es dämmt schon und an den Gipfeln des Schattengebirges reißen die schweren Wolken auf. Ein schwaches Glühen taucht die Bergspitzen in gelbes Licht und kündigt den Morgen an.

Der Lärm des Kampfes ist verebbt. Die Orks und ihr finsterer Herr ziehen sich zurück; die elenden Kreaturen und ihr Gebieter scheuen das Licht des Tages – und es gibt niemanden mehr auf ihrer Seite des Flusses, den sie hätten jagen und töten können.

Hier und da brandschatzen sie noch in den Ruinen der Oststadt, aber wo es kaum noch brennbare Dinge gibt, verlöschen die gelegten Feuer schnell.

Ich spüre eine grimmige Genugtuung.

Der Feind musste sich geschlagen geben, wenigstens für eine Weile, und Sauron wird nicht erfreut sein.

Langsam erhebe ich mich. Der kühle Wind streift meine nassen Gewänder und jagt Schauer über meine kalte Haut.

Die Strömung hat mich ein gutes Stück flussabwärts getrieben. Einen Augenblick bin ich unschlüssig, was ich tun soll und plötzlich wird mir bewusst, dass ich vollkommen allein bin.

Keine Menschenseele ist in meiner Nähe.

Eine eisige Hand greift nach meiner Kehle.

*Boromir!*

Sollte mein Bruder den Tod gefunden haben?

Ich kann und will es nicht glauben. Und ich bin überzeugt, dass ich es spüren müsste, wenn ihm etwas geschehen wäre.

Doch im Moment bleibt mir nur die Hoffnung bald auf ihn zu treffen. Die Vernunft weist mir den Weg. Unser Lager wird der beste Platz sein, um ein wenig Ruhe zu finden und wieder zu Kräften zu kommen.

Die Überlebenden werden sich gewiss dort sammeln ...

Das fahle Morgenlicht streicht durch die Ruinen Osgiliath'. Ich halte mich in Flussnähe. Der Anduin gleitet sanft dahin; so als seien die Geschehnisse der Nacht nur ein Traum gewesen. Das friedliche Wasser glitzert wie mit wertvollem Geschmeide durchsetzt.

Den Fluss kümmern die Geschehnisse der Menschen nicht. Ihr kurzes Leben verrinnt wie das Wasser.

Nicht zum ersten Mal wünsche ich mir, zu erwachen und erleichtert über den Nachtmahr zu lachen, der mich immer noch erbeben lässt.

Doch ich gehe durch die grausame Wirklichkeit ...

Eine verhangene Sonne steht hoch über mir, als ich den Lagerplatz erreiche – und eine verheißungsvolle Überraschung erlebe. Jemand hat ein Feuer entzündet und einige Vorräte zusammengesucht.

Acht Pferde stehen ein wenig abseits dicht beieinander und beäugen mich. Zwei von ihnen sind verwundet, aber gut versorgt worden. Die anderen haben kleinere Verletzungen davongetragen. Sie schnauben und wiehern leise, als ich mich nähere.

"Herr Faramir? *Herr Faramir!*"

Hinter mir ertönt eine vertraute Stimme.

Anardur.

Der Anblick des großen Mannes erschreckt mich. Er ist so zerschlagen, wie ich ihn noch nie gesehen habe. Notdürftige Verbände bedecken seine Wunden und er tritt mit einem Bein nur sehr vorsichtig auf, als er auf mich zuläuft und mich in seine Arme schließt.

Dann tritt er plötzlich zurück. Verlegen sieht er mich an.

"Verzeiht mir, Herr! Ich ..."

"Es ist gut, Anardur. Auch ich bin mehr als froh, dich zu sehen. So sind wir wenigstens zwei Überlebende."

"Auch Irmin konnte dem Tod entkommen. Er fängt verstreute Pferde ein. Viele Tiere wurden durch im Wasser abgetrieben. Die, die nicht ertrunken sind, haben sich ans Ufer gerettet und ihr Instinkt leitet sie in die Nähe des Lagers."

"Dann war das Schicksal ihnen gnädiger als uns Menschen, Anardur."

Der Mann senkt die Augen. Einer Erwiderung bedarf es nicht. Wir wissen beide um die Verluste, die wir erlitten haben.

Saurons Strategie scheint darin zu bestehen, die Kräfte Gondors zu schwächen, indem er unsere Heere nach und nach aufreibt. Er kann es sich leisten einen Krieg der kleinen Schritte zu führen, denn die Zeit hat keine Bedeutung für ihn.

Wir hingegen dürfen nur hoffen, dass er sich zu einem Fehler hinreißen lässt.

Ich gehe zum Feuer.

Seine Flammenzungen und die zaghaften Sonnenstrahlen trocknen Gewänder und Haut. Anardur gesellt sich zu mir; aber auch ihm steht nicht der Sinn nach einer weiteren Unterhaltung. Wir hängen unseren Gedanken nach. Sie werden sich in vielem gleichen und doch verschieden sein.

Anardur hat Frau und Kinder und seine älteste Tochter wird ihm bald ein Enkelkind schenken. Seine Sorge gilt ihnen.

Meine Sorgen gelten Boromir. Noch immer glaube ich fest, dass wir uns wiedersehen werden.

Plötzlich hallt Hufgetrappel durch die verfallenen Mauern. Anardur und ich springen auf. Gespannt warten wir auf den Ankömmling, obwohl es eigentlich Irmin sein müsste. Pferd und Reiter tauchen hinter einer Mauer auf. Ich kann einen Aufschrei nicht zurückhalten. Es ist Boromir!

Zerschunden und schmutzig, aber lebendig.

Hinter ihm erscheint ein weiteres Pferd. Sein Reiter ist ein junger Mann mit zerzausten Haaren und zerrissenen Gewändern, aber einem freudigen Leuchten in den Augen.

"Anardur, sieh nur wen ich gefunden ... habe ...!"

Seine Stimme stockt, als er mich erblickt und dann lacht er. "Die Erhabenen hatten ein Einsehen mit uns!" ruft er freudig.

Boromir lächelt still, aber seine Augen drücken seine Gefühle aus.

Die Begeisterung des jungen Mannes ist ansteckend.

Mein Bruder lenkt sein Pferd zu mir und wortlos lässt er sich aus dem Sattel gleiten. Verkrustetes Blut haftet an seiner Stirn und seine Bewegungen wirken schwerfällig. Doch seine Umarmung ist kraftvoll wie eh und je.

Er hält mich fest, als wolle er mich nie wieder loslassen und ich tue es ihm gleich.

Wir beide können das erlösende Gefühl der Erleichterung und Freude nicht in Worte fassen – aber es gemeinsam empfinden; und das ist für den Augenblick genug.

## Kapitel 9

"Faramir!"

Jemand schüttelt mich an der Schulter und holt mich aus einem traumlosen Schlaf. Ich spüre die Erschöpfung noch immer in den Gliedern, die wenigen Stunden der Ruhe haben mich nicht erquickt und unwillig erhebe ich mich.

Auch weil ich weiß, dass nun die Zeit des Abschieds gekommen ist.

Boromir ist entschlossener denn je, nach Bruchtal zu reisen. Die Ereignisse der vergangenen Tage haben gezeigt, dass Sauron mit jedem Augenblick, der vergeht, an Stärke gewinnt.

"Mach nicht so ein Gesicht, Bruderherz."

Boromir ist damit beschäftigt, seine Satteltaschen mit Proviant und einigen Kleidungsstücken zu füllen. Anardur und Irmin haben bereits die Pferde gesattelt und die Packtiere beladen.

Die beiden Männer werden Boromir begleiten, denn der Weg nach Bruchtal ist lang und gefährlich, während ich nach Minas Tirith zurückkehren werde.

"Ich reise ja nicht an das Ende der Welt!" versucht er mich aufzuheitern, aber ich kann auf seinen scherzhaften Tonfall nicht eingehen. Eine unbestimmte Angst tastet nach meinem Herzen und lässt es schmerzhaft pochen.

Ich greife nach Boromirs Arm, als er noch einmal den Sitz des Sattelgurtes überprüfen will.

"Geh nicht! Ich flehe dich an. Lass mich reisen. Der Schatten des Todes liegt über dir!" Ich sehe das Erschrecken in den Augen meines Bruders und meine Worte tun mir leid. Aber ich konnte nicht anders, als sie auszusprechen.

Sachte schüttelt Boromir den Kopf und zwingt sich zu einem Lächeln. "Bruder, Bruder. Du weißt, einem Mann Mut zu machen. Der Tod wird uns alle ereilen, wenn wir Saurons Heerscharen nicht Einhalt gebieten.

Ich werde vorsichtig sein, Faramir. Ich verspreche es. Und du musst mir versprechen, dich nicht von irgendwelchen Ahnungen an deinen Aufgaben hindern zu lassen."

Um seine Worte zu bekräftigen, legt er mir die Hände auf die Schultern, seine Augen suchen die meinen und erwartungsvoll sieht er mich an.

Schließlich nicke ich, denn Boromir hat Recht. Ich muss meine Ängste verdrängen; es geht nicht nur um mich, es geht um ganz Gondor. Und wer bin ich, dass ich meinen Bruder allein für mich beanspruchen kann? Er ist stark und geschickt, kennt keine Angst und zweifelt nicht, wenn er einen Entschluss gefasst hat.

Unsere Wege haben sich schon oft getrennt und immer wieder haben wir zueinander gefunden. Warum sollte es diesmal anders sein?

"Wir sind bereit, Herr Boromir!" ruft Anardur zu uns herüber, während er sich auf sein Pferd schwingt. Irmin sitzt schon im Sattel. Die beiden Männer tauschen einen schnellen Blick aus, dann grüßen mich beide mit einem Neigen des Kopfes und treiben die Pferde und die Packtiere an. Ich bin ihnen dankbar, dass sie meinem Bruder und mir einen Moment des Alleinseins schenken.

Schweigen herrscht zwischen uns, wir stehen Seite an Seite. Boromirs Ross schnaubt leise und tänzelt ein wenig. Es will seinen Gefährten folgen und zerrt an den Zügeln. Boromir streichelt beruhigend den schlanken Hals des Tieres.

Unvermittelt wendet er sich zu mir und haucht einen Kuss auf meine Stirn. Es ist die tiefste Geste des Abschieds, die ich kenne und sie zeigt mir, was Boromir empfindet. Er lässt sie mich nicht erwidern, sondern sitzt schwungvoll auf und gibt dem Pferd die Zügel frei.

So bleibt mir nur eins.

"Mögen die Valar mit dir sein, Boromir", flüstere ich, sehe ihm nach, wie er sein Ross durch die Trümmer der Stadt auf einen Einschnitt zwischen zwei hohen Mauerresten leitet, und Anardur und Irmin folgt. Zu meinem Erstaunen hat er meine Worte vernommen, denn er wendet sich im Sattel zu mir um. Halb erwarte ich ein Lächeln auf seinen Lippen zu sehen, das mich necken soll, denn am Segen der Erhabenen hat es meinem Bruder noch nie gelegen. Doch sein Gesicht ist ernst; so wie seine Stimme.

"Das hoffe ich, kleiner Bruder", antwortet er. "Das hoffe ich. Leb wohl."

Das Pferd tritt durch die Maueröffnung und ist außer Sicht.

Die verwaschene Sonne steht schon hoch am Himmel. Schleierwolken schieben sich von Westen heran und künden von leichtem Regen. Die Luft an diesem Tag ist mild und die Ruinen Osgiliath' verströmen den Duft nach altem, verwittertem Stein. Auch für mich ist die Zeit des Aufbruchs gekommen. Ich nehme nur einen Beutel Wasser mit, den ich an einer notdürftig instand gehaltenen Zisterne fülle. Der Weg nach Minas Tirith ist nicht weit, so dass keine Nahrung erforderlich ist.

Aber mein Pferd muss schonend geritten werden. Es ist das Tier mit der schwersten Verletzung, die anderen sind mit Boromir und seinen Begleitern nach Bruchthal unterwegs.

Vorsichtig lege ich dem Braunen nur die Satteldecke auf, um ihm eine unnötige Last zu ersparen. Auch das Zaumzeug lasse ich beiseite. Ein einfacher Strick dient als Halfter, mehr bedarf es nicht. Das Pferd weiß, dass es in den heimatischen Stall geht. Es hält vollkommen still, als ich mich auf seinen Rücken schwinde. Ein wenig unsicher setzt es einen Huf vor den anderen, doch dann findet es seinen Schritt und geht voran. Sachte lenke ich es durch die Ruinen der Stadt.

Als ich die Außenmauer erreiche, hat der Himmel sich bezogen und die ersten Tropfen beginnen zu fallen. Ich hebe mein Gesicht. Der Regen ist angenehm kühl. Bald wird der Herbst Einzug halten. Was mögen die kommenden Tage bringen?

Ein leichtes Beben erfasst den Boden und mein Pferd stößt ein erschrecktes Schnauben aus. Ein dumpfes, fernes Grollen gesellt sich zu der wankenden Erde. Da habe ich meine Antwort! Krieg, Leid und Tod, über uns gebracht aus dem Verfluchten Land.

Ich zwingen mich, nicht zurückzusehen und zu schauen, ob der Himmel über dem Schattengebirge verdunkelt ist. Es hat keinen Sinn, denn ich weiß es auch so. Statt dessen spreche ich beruhigende Worte zu meinem Pferd, damit es sich wieder in Bewegung setzt.

Ich werde lange brauchen, um die Hauptstadt zu erreichen.

Doch dieser Umstand kommt mir nicht ungelegen. Schenkt er mir doch die Zeit, mich auf die Begegnung vorzubereiten, vor der ich mich fürchte, mehr noch als vor allen Schrecken, die Sauron aufzubieten vermag ...

\*

"So, dienst du Gondor, Faramir?"

Die Stimme des Truchsess ist wie ein Peitschenhieb, grausam und schmerzhaft.

Ich stehe mit gesenktem Kopf vor dem Sitz des Statthalters in der großen Halle von Minas Tirith. So wie ich aus Osgiliath entkommen konnte – mein Waffenrock ist zerrissen und blutbesudelt, mein Schwert schartig geworden.

Ich habe Denethor die Kunde unseres Sieges gebracht.

Ein teuer erkaufter.

Mein Bruder und zwei weitere Krieger haben überlebt, alle anderen wurden vernichtet und die Reihen unserer Streiter sind empfindlich gelichtet.

Doch das Westufer ist einstweilen sicher. Bevor der Feind den Anduin überschreitet, wird einige Zeit vergehen. Kostbare Zeit, in der Osgiliath wieder bemannt werden kann – und das grausame Spiel aufs Neue beginnt.

So wie dieses Spiel, das man nun mit mir spielt.

Ich kenne es nur zu gut.

Ich will mich wehren, ob der Ungerechtigkeit, aber jedes Mal bleibt es lediglich bei tapferen Gedanken, denen keine Taten folgen.

Man kann Denethor nicht widersprechen, wenn man Faramir heißt. Ganz gleich, was ich zu meiner Verteidigung vorbringen würde, es wird zu einer Waffe in der Hand meines Herrn.

Meines Vaters ...

So versuche ich ihn zu sehen.

Nicht als den zornigen Mann, der seinen Sitz verlassen hat und nun erregt hin und her geht und mir mein Versagen vorwirft. Sondern als den Mann, der mir einst das Leben schenkte und der freundlich und gütig sein kann.

Der einstmals war, wie ich.

Plötzlich verebben die Bitterkeit und der Hass in meinem Herzen.

Und ich fühle etwas ungewohntes: Mitleid. Für alle anderen hatte ich es mein Lebtag lang, nur für Denethor nicht, von dem Augenblick an, an dem ich mich verraten glaubte.

Doch er ist es, der sich selbst verrät, indem er sich verleugnet und die Wahrheit nicht ertragen kann – dass die Menschen schwach und stark sind, weise und töricht ...

Dass sie aus Fehlern lernen, und den anderen nicht grundlos richten oder überhören dürfen.

Dass auch ein Truchsess sich dem Schicksal beugen muss. Dass er eine besondere Verantwortung hat, denn in seinen Händen liegt das Wohl und Wehe eines ganzen Volkes. Eine große Bürde, und vielleicht drückt sie Denethor nieder, ohne dass er sich dessen bewusst ist. Vielleicht hat er Angst zu scheitern und seine Aufgabe nicht erfüllen zu können – den Thron zu verwalten, bis der wahre König kommt!

Die Erkenntnis macht es nicht leichter für mich, sie lindert den Schmerz des Zurückgestoßenwerdens nicht, der um so heftiger ist, weil ein Vater seinen Sohn lieben sollte

...

Und wenn er meint, dass der Sohn fehlgeht, dann sollte er ihm sanft den richtigen Weg weisen. So würde ich es tun, wenn mir vielleicht einmal Kinder geschenkt werden.

Aber Denethor bleibt Denethor.

Geduldig ertrage ich seine harten Worte, die in der großen Halle ein vielfaches Echo finden.

Tausendmal habe ich gehört, dass Boromir anders gehandelt haben würde, dass mein Bruder Klugheit walten lassen würde, wo ich nur Narretei zustande brächte. Dass er den Mut der Altvordern in sich trüge und ich nur das schwache Herz eines Denkers hätte ...

Es kümmert mich nicht.

Wozu soll ich mich verteidigen, wenn ich ohnehin auf taube Ohren stoßen würde.

Also lasse ich Denethor zürnen. Das Reden wird ihn ermüden.

Meine Augen folgen den Strahlen der aufgehenden Sonne, die sich plötzlich durch die hohen Torbogen der Halle tasten und über den glänzenden Boden kriechen. Denethor hat befohlen, die mächtigen Türflügel nicht zu schließen. Er tut es oft in letzter Zeit. Sinnend und brütend verharret er dann auf seinem steinernen Sitz und starrt gen Osten, so als könne er dadurch das Verhängnis aufhalten oder etwas erblicken, das Stärke und Rettung verheißt.

Es ist seltsam zu wissen, dass das weiße Feuer der Sonnenscheibe aus dem Osten kommt. Das strahlende Juwel steht über Mordor, wie über Gondor. Doch sein Schein verblasst so schnell, wie er aufleuchtete, denn große, dunkle Wolken türmen sich über dem Schattengebirge, drohend und unheilverkündend und verschlucken das hoffnungsspendende Licht.

Ich stelle mir vor, dass auch Boromir in diesem Augenblick die Sonne sieht.

In den friedlichen Jahren unserer Kindheit haben wir häufig vom obersten Ring der Stadt aus den Aufgang der Sonne beobachtet.

Jedes Mal war es eine andere Erfahrung.

Die kühle, blasse Wintersonne erschien uns unfreundlich, denn ihre Strahlen schenkten keine Wärme, die frühe Sommersonne versprach uns klare und heiße Tage ...

Boromir hat immer versucht, mich zu verstehen. Meine Liebe zu den Künsten des Geistes, meine Freude an solch alltäglichen Dingen, wie ein Sonnenaufgang und dem Flug der Vögel haben ihn nicht befremdet und sich abwenden lassen.

Aber er hat mich auch geformt, zu einem Krieger gemacht. Die Übungen mit Schwert und Lanze sind mir gut in Erinnerung, sie waren anstrengend und hart, doch Boromir hat mich niemals überfordert. Klug hat er mich geleitet und ich bin ihm dankbar dafür.

Ebenso wie für seinen Schutz.

Nicht auf dem Schlachtfeld, denn dort konnte ich mich bis zum heutigen Tage immer behaupten, sondern in einem anderen, seltsameren Kampf. Den um die Liebe und Anerkennung meines Vaters, der zum Scheitern verurteilt zu sein scheint. Wir finden keinen Weg mehr zueinander. Ich bemühe mich, und doch sind alle Anstrengungen vergebens. Vielleicht soll es so sein. Solange ich meinen Bruder habe, werde ich die erkaltete Liebe meines Vaters nicht missen müssen

Wie oft trat Boromir für mich ein und besänftigte Denethors zorniges Gemüt; und schenkte mir Trost. Ich hoffe, es ihm eines Tages mit mehr als nur dankbaren Worten vergelten zu können.

Boromir.

Mein geliebter Bruder.

Mögen die Valar gütig sein und dich wohlbehalten durch alle Gefahren führen, die auf deinem Wege lauern. Mögest du deinen Auftrag erfüllen und Antworten finden – und zurückkehren.

Gondor braucht dich.

Ich brauche dich.

Denn wenn ich dich nicht in meiner Nähe weiß, dann ist ein Teil meiner Seele kalt und leer und ich bin ...

*Allein ...*

*So allein ...*

\*\*\*